

Das utopische Politikmagazin

Nr. 2 | Mai 2016 | 9,80€

KATER



DEMOS



SCHWERPUNKT
ARBEIT

Wie wollen wir morgen arbeiten? | Bedingungsloses Grundeinkommen | Arbeiten im Knast
70.000 Dollar Mindestlohn | Hartz IV-Tagebuch | Prekäre Normalität | Arbeit nervt! | Die Roboter kommen



WIE WOLLEN WIR MORGEN ARBEITEN?

Montag bei Kater Demos, dem ehrenamtlichen Politikmagazin. Es ist 19.27 Uhr, kurz vor Beginn der wöchentlichen Redaktionssitzung. In der WhatsApp-Gruppe brummt es im Sekundentakt: »Sorry, hänge noch auf Arbeit fest, schaffe es nicht! 🙄«, »Komme leider nicht aus der Agentur, hab bis morgen noch ne Abgabe! 🙄«, »Menno, hab schon wieder Ärger von meinem Chef bekommen, weil ich zu viel fürs Magazin mache, was'n Kack! 🙄«

Vollzeit arbeiten und nebenbei ein Magazin machen? Das lässt sich nicht immer einfach vereinbaren, manchmal auch gar nicht. Fast alle Textdeadlines: gerissen. Die zuverlässigsten Mitarbeiter: im Studium, Teilzeit beschäftigt oder gerade arbeitslos. Der Chefredakteur: im selbstfinanzierten Sabbatical, damit es überhaupt voran geht. Wir haben da nicht nur ein Zeitproblem (S. 120 *Wir haben doch (keine) Zeit*), sondern noch eine ganz andere Beobachtung des Teams steht im Raum: Erwerbsarbeit, egal wie dämlich, bekommt Respekt gezollt, weil sie durch Geld entlohnt wird. Alles andere: Flüchtlingen helfen, Heimarbeit, am Magazin werkeln, wenn auch sinnvoller, wird immer ein wenig müde belächelt.

Wie wollen wir morgen arbeiten? (S. 6), *Work! Life!! Balance!!!* (S. 56) und *Prekäre Normalität* (S. 30) sind daher Dinge, die uns nicht nur gesellschaftlich unter den Nägeln brennen, sondern uns ganz persönlich in unserer »Arbeit« begleiten. Wo bitte ist der Ausweg aus dem Hamsterrad der Arbeitsgesellschaft? Ist es vielleicht das *Bedingungslose Grundeinkommen* (S. 72–85)? Oder die Reduzierung der täglichen Arbeitszeit von acht auf sechs Stunden bei vollem Lohnausgleich, wie es die Stadt Göteborg im Sozialwesen testet (S. 50 *Sechs Stunden in Göteborg*)?

Allem Meckern zum Trotz, andere sind noch viel schlimmer dran: Die einen erzählen von ihrer Erfahrung mit Hartz IV (S. 100 *Reine Ermessenssache*; S. 92 *Mein Hartz IV-Tagebuch*), der andere sitzt im Knast und jätet Blümchen (S. 24 *Alexander und die Blumen*) und die Dritte bekommt 22 Prozent weniger Gehalt, einfach weil sie eine »Sie« ist (S. 62 *Milchmädchengehalt*). Gleich gar nicht arbeiten dürfen viele Flüchtlinge in Deutschland, dabei würden sie es gerne (S. 108 *Lasst sie arbeiten!*).

Wer Arbeit hat, kann da schon froh sein, wo doch die Roboter bald alles übernehmen (S. 68 *Zu Gast bei Schweinen*), oder etwa nicht? Und leise im Hintergrund dämmert einem der Gedanke, dass die Probleme der Lohnarbeit viel größer sind und mit der Art und Weise zusammenhängen, wie wir global wirtschaften (S. 124 *Erlegt Homo faber*).

Da wir das von heute auf morgen nicht alles ändern können, lasst uns im Kleinen beginnen und dort Veränderungen anstoßen, wo wir es können (S. 132 *Und jetzt kommst Du!*). Dabei hilft vielleicht die Neuordnung der Büromöbel mittels der Kunst des Bürogami (S. 106 *Bürogami for Beginners*) oder gleich der Auszug aus dem Büro auf die andere Seite des Globus (S. 112 *_remote arbeiten*). Eines ist auf jeden Fall allzeit legitim, die banale Feststellung, dass Arbeit auch mal nervt! (S. 18 *Arbeit nervt!*).

Viel Spaß mit unserer zweiten Ausgabe!

Alexander Sänglerlaub, Chefredakteur, alexander@katerdemos.de
Redaktion Kater Demos, Frankfurter Allee 43, 10247 Berlin

info@katerdemos.de | katerdemos.de | facebook.com/katerdemos | twitter.com/katerdemos

AGENDA ARBEIT

6

RAKETENSTART

WIE WOLLEN WIR MORGEN ARBEITEN?

Ein Plädoyer für spätrömische Dekadenz liefert in unserem utopischen Einstieg

ALEXANDER SÄNGERLAUB

16

ÜBER DEN TELLERRAND

DIE GEWÜRZHÄNDLERIN AUS KABUL

Wie eine Unternehmerin einen Gewürzhandel in Kabul gründet, zeigt uns

CHOLEDA JASDANY

86

WIR SIND DAS VOLK

VON BAUERN UND BANKERN

Ob Politiker oder Journalisten die beliebtesten Berufe sind, verrät

JULIAN ZWINGEL

124

KATERS UTOPIE

ERLEGT HOMO FABER!

Das eigentliche Problem unserer Arbeitsgesellschaft wird angepackt von

CHRISTOPH ZEIHNER

DER ROTE FADEN

Quer durch die Geschichte der Arbeit führen

ARNE SIEGMUND UND ROMAN OBST

I. AN DIE ARBEIT	22
II. ARBEITSTEILUNG	38
III. MODELL HAUSFRAU	60
IV. ARBEITERLIEDER	104

DAS BEDINGUNGSLOSE GRUNDEINKOMMEN

Einfach Geld für alle? Ein Tryptichon zum (utopischen?) Grundeinkommen liefern

ARNE SIEGMUND UND ROMAN OBST

I. MICHAEL BOHMEYER	74
II. EIN JAHR BGE	80
III. BACKGROUNDCHECK	82

» 4 GILT HEUTE WIE GESTERN GILT HEUTE UND MORGEN?

1 EDITORIAL

42 WAS ICH EIGENTLICH SAGEN WOLLTE

44 DIE REALE UTOPIE

46 DIE REALE DYSTOPIE

48 ALLES FÜR DIE KATZ: HOUSE OF CATS

98 WAS WURDE AUS...?

106 ALLES FÜR DIE KATZ: BÜROGAMI FOR BEGINNERS

118 ZAHLEN, BITTE!

123 LESERBRIEFE

129 DENKARIUM

132 UND JETZT KOMMST DU!

136 IMPRESSUM

Als Kontrast zum Thema Arbeit entwarf unser Illustrator **Oliver Schumacher** für das Cover ein maritimes Bild eines Anglers nach getaner Arbeit.

Mehr seiner Arbeiten unter: WWW.DOSDESIGN.DE

18

ARBEIT NERVT!

Dass es auch Wichtigeres gibt und warum es nicht schlimm ist, dass Arbeit manchmal nervt, erklärt

JUDITH PAPE

24

ALEXANDER UND DIE BLUMEN

Einen Besuch in den Gefängnisgarten der JVA Diez in Rheinland-Pfalz wagen

SIMA EBRAHIMI UND
CHRISTOPH ZEIHNER

30

PREKÄRE NORMALITÄT

Wie wir uns raffiniert selbst ausbeuten und warum Bourdieu das auch noch vorhergesehen hat, weiß

IMRE BALZER

34

DOLCE VITA ACTIVA

Hannah Arendt sah nicht nur beim Rauchen fantastisch aus, weiß

AGNES WANKMÜLLER

40

**70.000\$
MINDESTLOHN**

Warum Dan Price der vermutlich coolste Chef der Welt ist, weiß

THORE VON SENGEN

50

**6 STUNDEN
IN GÖTEBORG**

In Schweden auf den Spuren des Sechsstundentags – weniger Arbeit bei gleichem Gehalt – wandelt

ALEXANDER SÄNGERLAUB

56

**WORK! LIFE!
BALANCE!!!**

Ob Karottenschälen die nötige Balance im Leben herstellen kann, fragt

SILVA MODERZINSKI

62

**MILCHMÄDCHEN-
GEHALT**

22 Prozent weniger Gehalt als Männer bekommen Frauen! Schreiend ungerecht, findet

SYLVIA LUNDSCHIEN

68

**ZU GAST BEI
SCHWEINEN**

Wie die Automatisierung die heutige Landwirtschaft verändert hat, klärt

CHOLEDA JASDANY

88

**WIR MÜSSEN
NUR WOLLEN**

Den Kommunitarismus als alternatives Gesellschaftskonzept untersucht

ANDREAS KLOCKER

92

**MEIN HARTZ IV-
TAGEBUCH**

Am eigenen Leib erfahren: Wie es ist, Hartz IV zu bekommen, weiß

ELISA BILKO

100

**REINE
ERMESSENSACHE**

Inge Hannemann kämpft gegen Sanktionen bei Hartz IV und spricht darüber mit

ELISA BILKO

108

**LASST SIE
ARBEITEN!**

Wie unsinnig es ist, dass wir Flüchtlingen verbieten zu arbeiten, zeigt

CHRISTOPH ZEIHNER

112

**_REMOTE
ARBEITEN**

Arbeiten vom Strand? Im Café? Oder von zuhause? Wie das geht, klärt

SASKIA SELL

120

**WIR HABEN DOCH
(KEINE) ZEIT**

Heute haben wir nicht nur kein Geld, sondern auch keine Zeit, weiß

RAIMON KLEIN



Johann Wolfgang von Goethe
(1749–1832)



» **DENKEN SIE IMMER: DASS
WIR NUR EIGENTLICH FÜR
UNS SELBST ARBEITEN. KANN
DAS JEMAND IN DER FOLGE
GEFALLEN ODER DIENEN, SO IST
ES AUCH GUT. DER ZWECK DES
LEBENS IST DAS LEBEN SELBST.** «

TEXT JOHANNES HEIM

Als extremer Freigeist, der sich seine Lebensphilosophie aus allen Wissensbereichen eklektisch zusammensuchte, war Goethe auch in seinen Ansichten zur Arbeit seiner Zeit weit voraus. In einem Brief an seinen sehr viel konservativeren Freund Johann Heinrich Meyer fällt das hier erwähnte Zitat. Heute, da wir unser Leben allzu oft nur über Arbeit definieren, sollten wir uns vielleicht an Goethe ein Beispiel nehmen.

Joseph Beuys
(1921–1986)



» **JEDER MENSCH IST EIN TRÄGER VON FÄHIGKEITEN, EIN SICH SELBST BESTIMMENDES WESEN, DER SOUVERÄN SCHLECHTHIN IN UNSERER ZEIT. ER IST EIN KÜNSTLER, OB ER NUN BEI DER MÜLLABFUHR IST, KRANKENPFLEGER, ARZT, INGENIEUR ODER LANDWIRT. DA, WO ER SEINE FÄHIGKEITEN ENTFALTET, IST ER KÜNSTLER. ICH SAGE NICHT, DASS DIES BEI DER MALEREI EHER ZUR KUNST FÜHRT ALS BEIM MASCHINENBAU.** «

Beuys sagte diesen Satz im Rahmen eines Interviews mit dem Spiegel 1984. Darin geht er auf seine utopische Vorstellung von Arbeit ein, die für Beuys nicht kapitalistisch und auch nicht kommunistisch ist, sondern eine Art Transzendierung dieser beiden Systeme in etwas Neues. Dadurch soll Arbeit vom Geld befreit werde. Obwohl das Interview inzwischen 32 Jahre her ist, hat es an Aktualität nichts eingebüßt.



WIE WOLLEN WIR MORGEN ARBEITEN?

**EIN PLÄDOYER FÜR DIE
SPÄTRÖMISCHE DEKADENZ**

TEXT: ALEXANDER SÄNGERLEUB
ILLUSTRATION: MARC HEINRICH

SITZEN SIE BEQUEM? DANN SCHNALLEN SIE SICH AN! IN JEDER AUSGABE DES KATERS BEGINNEN WIR MIT DEM RAKETENSTART INS SCHWERPUNKTTHEMA UND FLIEGEN EINMAL HINDURCH UND WIEDER ZURÜCK. SCHAUEN SIE ZUM RAKETENFENSTER HERAUS, SO ERGEBEN SICH DIE VERSCHIEDENEN PERSPEKTIVEN AUF DAS THEMA DER JEWEILIGEN AUSGABE: MAL HISTORISCH, MAL AKTUELL, MAL FUTURISTISCH. BRINGEN SIE IHRE RÜCKENLEHNE IN EINE ANGENEHME POSITION UND KLAPPEN SIE IHREN TISCH WOHIN SIE MÖGEN: **WIR STARTEN!**

I. LECKT MICH DOCH, ICH WERD' PRINZESSIN!

Lea (Name geändert) läuft als Telefon verkleidet durch eine Berliner Einkaufsstraße, um Flyer an den Mann bzw. die Frau zu bringen. Es ist zwar bitterkalt, doch in Leas Kostüm ist es flauschig warm. So warm, dass ihr der Schweiß von der Stirn rinnt. Während sie Passanten davon zu überzeugen versucht, dass der auf ihren Flyer gedruckte Mobilfunktarif der, so wörtlich, »allergeilste auf Erden ist«, sinniert sie über den Sinn des Lebens, beziehungsweise ihren Sinn als Telefon. Trotz reduzierter Atemluftzufuhr brodeln ihr Kopf voller Gedanken. Sie könnte jetzt auch in einem Flüchtlingsheim sein, wie am Wochenende, und Menschen helfen, die Hilfe benötigen. Dafür gibt es aber leider kein Geld und irgendwie muss sie sich ja ihr Studium finanzieren. Zu blöd.

Fragt man Kinder im Vorschulalter, was sie später mal werden möchten, wenn sie groß sind, sind ihre Berufswünsche noch träumerisch. Prinzessin liegt bei Mädchen und Actionheld bei Jungen hoch im Kurs. Später

werden die Vorstellungen etwas realistischer, der Gender-Gap aber bleibt. Mädchen wollen Tierärztin oder Krankenschwester, Jungs Profifußballer oder Polizist werden. Abgesehen vom Profifußballer sind alle

Berufe wirklich nützlich und im Bestfall hilft man damit sogar Menschen (oder halt Tieren). Die Wünsche sind dabei über die letzten 50 Jahre recht konstant geblieben, konstatiert das Meinungsforschungsinstitut Gallup. Erst ab der siebten Klasse etwa setzt dann die Ernüchterung ein und dem einen oder anderen dämmert, dass es mit der eigenen Kleintierpraxis in der Großstadt oder dem Dasein als Mario Götze vielleicht doch nichts wird.

Heute sind wir in der Regel irgendetwas ganz anderes geworden, etwas von dem wir als Kind nicht einmal eine Ahnung hatten, dass es das gibt, geschweige denn eine Vorstellung davon, was man da macht oder wozu man das braucht. Bei einer kleinen Straßenumfrage in Berlin-Kreuzberg treffen wir auf ein Pärchen: Sie wollte früher Schauspielerin werden, er Milchmann. Heute machen beide PR.

Was das genau ist, ein guter Job, mag ja Geschmacksache sein. Versuchen wir mal einen Konsens: Fair bezahlt, nette Kollegen, interessante Aufgaben, verträgliche Arbeitszeiten, Aufstiegs- und Weiterbildungsmöglichkeiten. Am wichtigsten: Auf jeden Fall sollte man von

seiner Arbeit auch anständig leben können. So weit so gut. Blöd nur, dass die alten Sicherheiten heute nichts mehr wert sind. Die Generation Y, also die etwa 1980–2000 Geborenen, ist zwar so gut ausgebildet und flexibel wie nie zuvor, sieht sich aber zum Dank nie dagewesenen, prekären Beschäftigungsverhältnissen gegenüber. Heißt: Zeitarbeit, Praktika, befristete Verträge und schlechte Löhne. Jeder Vierte arbeitet heute im Niedriglohnssektor, die Leiharbeit hat sich seit 1996 verfünffacht, fast 30 Prozent der Ypsiloner arbeiten als Selbständige und viele davon mit Existenzängsten, schreibt der Philosoph und Autor Patrick Spät – die Rate ist höher als in allen anderen Generationen.

Und dennoch: Während die Generationen vor uns noch nach der Devise lebten »Jeder Job ist besser als kein Job«, denkt die Generation Y anders. Sinn soll der Job im Bestfall nämlich auch machen. Ulrich Renz, Ex-Verlagschef, Mediziner und Autor des Buches »Tyrannie der Arbeit« ist durchaus beeindruckt, wie die Ypsiloner ticken und findet, dass das die gesündere Lebensweise ist: Bedingungen stellen, lieber im Team arbeiten, nicht nur für die Arbeit leben. Während sich die Denkmuster der 90er noch perfekt mit einer Sparkassenwerbung zusammenfassen ließen:

»Mein Haus, mein Auto, mein Boot!«, ist mit rein Materiellem kaum noch einer der Ypsiloner zu ködern. Da geht es um Freunde, Auszeiten, Reisen, Urban Gardening, Sinn und das Zauberwort: Work-Life-Balance.

Work-Life-Balance. Das Revolutionäre dieses Begriffs kommt einem wohl erst in den Sinn, wenn man es auseinander nimmt. Dafür zuerst ein Witz: Treffen sich zwei Ameisenbären. Sagt der eine: »Und, was machen Sie so?« Entgegnet der andere: »Sie meinen *beruflich*?«. Wir definieren uns zu allererst über Arbeit. Wir sehen Leute im Fernsehen und sie sind unterteilt mit »Jana, 35, Elektroinstallateurin«. Du bist, was du arbeitest. In einem Begriff die Arbeit auf die eine Seite, das Leben aber auf die andere zu stellen und Balance zu fordern, das ist doch schon mal ein echter Anfang!

Die Realität ist allerdings eine erschreckend andere. Auch wenn sich die Ypsiloner den Sinn herbeiwünschen in ihrem Tun, kann das aber kaum einer im beruflichen Alltag umsetzen. Hand aufs Herz. ►

Journalisten: Menschen, die in einem anderen Beruf mit weniger Arbeit mehr Geld verdient hätten.
(Robert Lemke)

Wenn ihr euch nicht organisiert, werdet ihr als eine Herde von armen Teufeln enden, denen keine Erlösung mehr helfen kann.
(Karl Marx)



Für den Raketenstart interpretierte unser Illustrator Marc Heinrich ein klassizistisches Gemälde des französischen Künstlers Thomas Couture neu. Das Original »Romains de la décadence« thematisiert nicht nur den Verfall des spätrömischen Reichs, sondern stellte auch eine Kritik der französischen Monarchie des 19. Jahrhunderts dar. Das fast fünf Meter hohe und acht Meter breite Gemälde hängt heute im Musee d'Orsay in Paris.



Der Hamster ist des Hamsters Wolf.
Er ist asozial. Er denkt nur an sich.
Wenn ihn niemand beobachtet, also
kontrolliert, dann gähnt er oder macht
sich die Nägel.



Der Großteil der Menschen, die wir kennen (und vielleicht auch wir selbst) arbeiten irgendetwas Sinnloses, dass unser Hirn +/-40 Stunden die Woche entsaftet, während wir versuchen, uns die ganze Angelegenheit schön zu reden. Klar, »first world problems«, aber wie sollen wir die Welt retten, wenn wir uns nicht mal davor retten können, das Falsche zu arbeiten?

Stattdessen rackern wir uns ab, unserem Lehnsherren – Entschuldigung, Arbeitgeber – zur Gewinnmaximierung zu verhelfen, an der wir im Normalfall gar nicht beteiligt sind. Laut einer Studie des US-Meinungsforschungsinstituts Gallup aus dem letzten Jahr leisten 85 Prozent der Deutschen maximal Dienst nach Vorschrift. 15 Prozent von diesen haben darüber hinaus sogar schon innerlich gekündigt. Währenddessen versuchen Scharen von Personalern in großen Unternehmen die Wünsche der Generation Y zu decodieren und sie mit vermeintlichem Sinn zu ködern. Mag das für Studierende der MINT-Fächer heute alles noch aufgehen, lebt auf der anderen Seite der Sinnmedaille das akademische Prekariat.

Alle diejenigen, die – wie es so schön heißt – »etwas als Hobby für die Arbeitslosigkeit studiert haben«, halten sich mit befristeten Teilzeitverträgen über Wasser (z. B. Wissenschaftler) oder arbeiten unterbezahlt 60 Stunden in irgendwelchen Vorhöfen zur Hölle (z. B. Was-mit-Medien-Menschen oder Startup-Typen), wo sie, wenn überhaupt, nur mit netten Kollegen, dem Bürokiller oder sogar Alkohol zum Bleiben bewogen werden können. Schöne neue Arbeitswelt. Noch mehr? Bitte: Pflegerin im Altenheim – drastisch unterbezahlt; Krankenschwester – heillos überlastet und unterbezahlt; Lehrer – Burn-Out garantiert und nicht einmal die Hälfte von ihnen kann sich Studien zufolge vorstellen, bis zum Pensionsalter durchzuhalten. Warum tun wir uns das eigentlich an?

II. DIE HAMSTERRADGESELLSCHAFT

In zahlreichen Wirtschaftsforen und Veranstaltungen vertreten Ökonomen, nicht nur der vielzitierte Thomas Piketty (»Das Kapital im 21. Jahrhundert«), die Meinung, dass man mit Arbeit heute keinen Reichtum mehr erlangen kann, sondern wir global in eine ökonomische Schiefelage geraten sind. Während sich das schnöde Kapital wie von Zauberhand munter weiter vermehrt und die wenigen Großkapitaleigner noch größere Großkapitaleigner werden, löst sich die Mittelschicht auf.

Wofür arbeiten wir eigentlich heute noch? Etwa dafür, irgendwann staatliche oder private Rente zu bekommen? Haha, der war gut! Ist ihnen schon mal aufgefallen, dass im Wort Rente das Wort Ente drinsteckt? Vermutlich nicht ohne Grund.

Als Folge dieser ökonomischen Schiefelage sind immer mehr Menschen potentiell von Altersarmut betroffen, obwohl ihr Einkommen über der Armutsgrenze liegt. Fast jeder zweite der Ypsiloner hat Angst vor Altersarmut. Die Politik aber ignoriert das Problem konsequent: »Deutschland geht es gut!«, ist das vielzitierte Mantra, das Angela Merkel und Co. in die weichgespülten Köpfe der Deutschen einhypnotisieren. Wer Angst vor Altersarmut hat, kann ja riestern. Nur blöd, dass vom Wirtschaftsweisen Bofinger bis zum Deutschen Institut für Wirtschaftsforschung (DIW) die Abschaffung der Riester-Rente gefordert wird, weil sie im Grunde nur ein Geschenk von Rot-Grün an die Versicherungsindustrie war.

Schöne Aussichten. Das kann man jetzt alles auf den Kapitalismus, die untätige Politik und die Lobbyisten des Großkapitals schieben. Vielleicht ist das aber auch zu einfach. Die Erklärung von Thomas Piketty lässt sich mit einer einfachen Gleichung darstellen: $r > g = \text{Problem!}$

Das heißt: Wenn die Kapitalrendite (»r«) irgendwann viel größer ist als das Wirtschaftswachstum (»g«), kommt es zu ungehemmter Vermögenskonzentration und damit zu wachsender sozialer Ungleichheit. Diese führt unreguliert dazu, dass nicht nur die Wirtschaft stagniert, sondern demokratische Strukturen langfristig zerbrechen.

Was das betrifft, sind wir auf einem guten Weg. Dass in der Finanzkrise ausgerechnet die Mittel- und Unterschicht bluten musste, während im Schlaraffenland des Kapitals noch mehr davon angehäuft wurde, ist keine neue Erkenntnis. Fast monatlich erreichen uns neue Zahlen darüber, wie einige wenige Reiche einen unglaublichen Anteil des weltweiten Vermögens für sich allein beanspruchen. Die letzte Zahl kam von der NGO Oxfam: Die 62 Superreichen des Planeten besitzen angeblich genauso viel, wie die komplette ärmere Hälfte (3,5 Milliarden Menschen) der Weltbevölkerung. Tendenz steigend. Und Deutschland ist in der Eurozone mal wieder unrühmlicher Spitzenreiter bei der sozialen Ungleichheit.

Gibt's da nicht was von Ratiopharm? Ja, gibt es: Kapitalismus überwinden forte. Ganz einfach. Das ist vielleicht bis zur nächsten Bundestagswahl ein wenig utopisch, aber es gibt auch innerhalb unserer Wirtschaftsordnung einen bunten Blumenstrauß politischer Instrumente, um mehr soziale Gerechtigkeit herzustellen: Die Wiedereinführung der Vermögenssteuer, die Finanztransaktionssteuer, eine gerechtere Erbschaftsteuer, eine Steuer auf Kapitalerträge, die nicht für alle bei 25 Prozent liegt, sondern bitte genauso gehandhabt wird wie bei Einkünften aus klassischer Erwerbsarbeit.

Ein Hamsterrad sieht von innen auch aus wie eine Karriereleiter. (Unbekannt)

Und wenn man das gerecht macht, schröpft man damit nicht die Mittelschicht, sondern geht dahin, »wo dit Geld is«. Dazu noch schwuppdiwupp ein paar Steuer-

oasen (Luxemburg, Irland, Cayman Islands etc.) austrocknen und hey! auf einmal haben wir wieder Geld, um marode Schulen zu sanieren, freies WLAN für alle zu ermöglichen oder um Menschen einfach ihre Würde zurückzugeben, damit sie nicht mehr in Mülltonnen nach Pfandflaschen wühlen müssen. Das ist heute eine Selbstverständlichkeit geworden und wir nehmen es kaum noch war.

Doch halt! Was hat das alles mit Arbeit zu tun? Unser Hamsterrad ist manchmal etwas größer, als wir denken. Nicht nur der Masterabsolvent, der nach seinem Studium erst einmal drei Praktika absolviert, dann ein Volontariat, um anschließend in seiner Juniorposition so viel zu verdienen wie Mutti beim feucht Durchwischen in der Villa Seidel, nimmt seinen Zustand gelassen hin. Auch die Tatsache, dass fast jeder Studienabsolvent schon einmal zwischendrin geharzt hat, scheint heute normal. Soziale Gerechtigkeit und die Art und Weise,

wie wir Arbeit als Gesellschaft wertschätzen, hängen sehr eng miteinander zusammen. Hier sei noch einmal daran erinnert, dass selbst die OECD festgestellt hat, dass Länder mit geringerer sozialer Ungleichheit langfristig ökonomisch erfolgreicher sind. Doch wem nützt es, wenn alle mehr arbeiten, mehr unbezahlte Überstunden leisten und dabei aber weniger verdienen?

Vereinfacht gesagt: Wir haben ein paar sehr dicke Goldhamster, die das namensgebende Edelmetall besonders erfolgreich horten, während die anderen in ihren Rädchen fleißig weiterrennen. Dabei erhöhen die dicken Goldhamster regelmäßig die Drehzahl der Hamsterräder ihrer minderbemittelten Artgenossen. Aus der Biologie wissen wir, dass der Hamster in seinem Rad ein ziemlich eigennütziges und garstiges Wesen ist, das zu allererst an sich selbst denkt. Wer das nicht glaubt, kann ja mal bei YouTube »Crazy hamsters playing« eingeben und nachschauen.

Niemand hat das schöner zusammengefasst als der Journalist Wolf Lotter, der den kleinen, possierlichen Nager gleich für seine gesamte Analogie zur heutigen Arbeitswelt heranzieht: »Der Hamster ist des Hamsters Wolf. Er ist asozial. Er denkt nur an sich. Wenn ihn niemand beobachtet, also kontrolliert, dann gähnt er oder macht sich die Nägel. Zwischen Trägheit und Besitzstandswahrung will er nur eines: Jene Laufräder aus Metall oder Plastik, in denen er stundenlang und bis zur totalen Erschöpfung seine Runden dreht, ohne dass das den geringsten Nutzen stiften würde. Der Hamster läuft und kommt nie an.«

Wir halten kurz fest: Kapitalakkumulation lähmt die Gesellschaft, weil Geld als Schmiermittel und Motor funktionierender Ökonomie nicht mehr zur Verfügung steht. Dabei ist »Eigentum verpflichtet. Sein Gebrauch soll zugleich dem Wohle der Allgemeinheit dienen« kein feuchter linker Traum, sondern Artikel 14 unseres Grundgesetzes.

III. ZWEI KENNZAHLEN FÜR EIN HALLELUJA

Neben der Konzentration des Kapitals haben wir aber noch ein anderes Problem. Wir sind hilflos, weil wir als Maßstab für den Erfolg von Nationen oft nur blanke Zahlen heranziehen. Dabei gibt es zwei Klassiker, die beide eng mit Arbeit zusammenhängen: Das Bruttosozialprodukt und die Arbeitslosenquote. Alles was man zum ersten, dem BSP wissen muss, hat Robert F. Kennedy, der ebenfalls einem Attentat zum Opfer gefallene Bruder von JFK, einst treffend formuliert. Kurz vor seinem Tod hielt er im Vorwahlkampf im März 1968 an der Universität von Kansas eine bemerkenswerte Rede, aus der folgendes Zitat stammt:

»Das Bruttosozialprodukt berücksichtigt die Luftverschmutzung, die Zigarettenwerbung und die Krankenwagen, die auf unseren Straßen Verletzte bergen. Es enthält die Kosten für Alarmanlagen, mit denen wir unsere ▶

Fragt man Kinder im Vorschulalter, was sie später mal werden möchten wenn sie groß sind, sind ihre Berufswünsche noch träumerisch. Prinzessin liegt bei Mädchen und Actionheld bei Jungen hoch im Kurs.



Häuser schützen und die Gefängnisse, in die wir jene einsperren, die dennoch in sie eingebrochen sind. Es steigt infolge der Zerstörung unserer Urwälder, an deren Stelle Städte wuchern. Es erfasst die Produktion von Napalm, Atomwaffen und Panzerfahrzeugen, mit denen die Polizei Unruhen in unseren Städten bekämpft. Es steigt auch durch [...] gewaltverherrlichende Fernsehsendungen, mit deren Hilfe man Kindern Spielzeug verkaufen will. Was es hingegen nicht berücksichtigt, ist der Gesundheitszustand unserer Kinder, die Qualität von Schule und Ausbildung oder die Fröhlichkeit unserer Spiele. Es misst weder die Schönheit unserer Lyrik noch die Haltbarkeit unserer Ehen. Es schert sich nicht um die Qualität unserer politischen Debatten und um die Intelligenz unserer Abgeordneten. Es misst weder unseren Mut noch den Grad unserer Reife und Kultiviertheit. Es sagt nichts über unser Mitgefühl mit anderen oder unser Engagement für unser Land. Mit einem Wort: Das Bruttosozialprodukt verzeichnet alles bis auf das, was das Leben lebenswert macht.«

Minibeispiel: Das Bruttosozialprodukt ist in Saudi-Arabien zwar sehr hoch (Platz 19 der Weltrangliste, zum Vergleich: die Schweiz liegt auf Platz 20), damit jedoch kein Indikator für Fortschrittlichkeit oder Freiheit der Gesellschaft – erklärt dafür aber, warum man sich dennoch gerne außenpolitisch mit solchen Ländern einlässt.

Das Bruttonationalglück war mal ein Versuch, etwas Neues zu konstruieren. Die Idee kam dem König von Bhutan Jigme Singye Wangchuck im Jahr 1979 in einem Interview mit einem indischen Journalisten, der sich nach dem BSP von Bhutan erkundigt hatte. Der König des Kleinstaates in den Bergen des Himalaya, dessen Landesname so viel bedeutet wie »Land des Donnerdrachen«, wollte dabei Nachhaltigkeit in die Debatte miteinbringen, indem – statt der reinen ökonomischen

Leistung – gleich vier Säulen entscheidend für seine Bewertung sein sollten: 1. Die Förderung einer sozial gerechten Wirtschaftsentwicklung, 2. die Bewahrung kultureller Werte, 3. der Schutz der Umwelt sowie 4. gute Verwaltungs- und Regierungsstrukturen. Auch Ecuador und Bolivien haben mit der Verankerung des indigenen Prinzips des Sumak kawsay (bedeutet so viel wie »gutes Leben«) in ihren Verfassungen einen ähnlichen Weg beschritten. Ohne das hier zu vertiefen, ist Bhutan zumindest das einzig bekannte Land, in dem regelmäßig Umfragen vom Staat in Auftrag gegeben werden, wie glücklich das Volk gerade ist und wo die Ergebnisse dessen zum Maßstab politischen Handelns erkoren worden sind.

Die zweite Kennzahl, anhand derer Regierungen ihr Vermögen oder Unvermögen zur Schau stellen, ist die Arbeitslosenquote: Bei kaum einer anderen Statistik wird so viel getrickst, damit man im Zweifel immer möglichst gut dasteht, wenn man die neuesten Zahlen verkünden darf. Wer gerade arbeitslos und krank ist, ist statistisch nicht mehr arbeitslos. Wer arbeitslos ist und eine lustige bis absurde Maßnahme vom Arbeitsamt – pardon: »Agentur für Arbeit« oder pardon: »Jobcenter« – über sich ergehen lassen muss, ist auch statistisch gesehen nicht arbeitslos. Wer arbeitslos ist und vom Amt einen 1-Euro-Job aufgebrummt bekommen hat, ist auch

Kennen Sie Aufstocker? Das sind die, die für ein paar Euro die Stunde ein paar Stunden die Woche Arbeit haben. Und wenn Sie nur vier oder fünf Stunden Arbeit in der Woche haben, dann sind Sie nicht arbeitslos, dann sind Sie nicht in der Statistik. Sie haben keine 35 Stundenwoche, Sie haben nicht mal eine 35 Euro-Woche, aber Sie haben Arbeit! (Volker Pispers)



Wofür arbeiten wir eigentlich heute noch? Etwas dafür, mal staatliche oder private Rente zu bekommen? Haha. Der war gut! Ist ihnen mal aufgefallen, dass im Wort Rente das Wort Ente drinsteckt? Vermutlich nicht ohne Grund.

nicht arbeitslos. Dabei verliert man, so der Gründer der Drogeriekette »dm« Götz Werner (übrigens ein heißer Verfechter des bedingungslosen Grundeinkommens), durch allerlei Sanktionierungen und Vorschriften eine Menge Grundrechte während dieser Zeit:

»Hartz IV verstößt gegen mehrere Artikel im Grundgesetz: Zwangsarbeit ist verboten, die freie Berufswahl garantiert, ebenso Niederlassungs- und Wohnungsfreiheit, diese Rechte schränkt Hartz IV ein, wie im offenen Strafvollzug eben. Zudem wird immer verschwiegen, dass der Hartz-IV-Empfänger weniger Transferzahlungen erhält als ein Mitglied der Mittel- und Oberschicht: Wenn Sie zweimal im Monat mit Ihrer Frau in die hochsubventionierte Oper gehen, erhalten Sie von der Gemeinschaft höhere Transferleistungen als die meisten Hartz-IV-Empfänger.«

Über die Qualität der Arbeit sagt die Arbeitslosenstatistik nichts. Wenn 100 Prozent der Deutschen dauerbefristet im Niedriglohnsektor arbeiten würden, aber dadurch die Arbeitslosenquote null wäre, würden sich, egal ob CDU oder SPD, dennoch erst einmal alle auf die Schultern klopfen und gegenseitig beglückwünschen.

Puh. Kurze Verschnaufpause. Schauen Sie doch mal kurz raus zum Fenster oder auf ihren letzten Gehaltscheck und überlegen sie mal, wann sie eigentlich das letzte Mal in der Oper oder im offenen Strafvollzug waren!

IV. DIE ROBOTER KOMMEN!

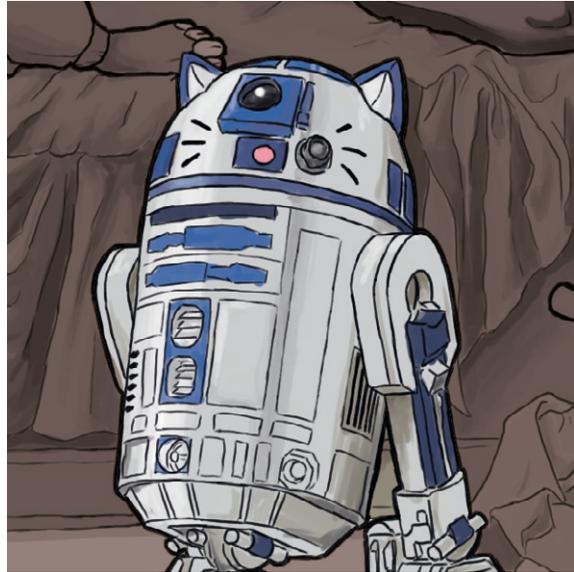
Vielleicht kommen ja eh bald die Roboter und übernehmen den ganzen Saftladen, oder etwa nicht? Schon 1958 vertrat die politische Theoretikerin Hannah Arendt die

These, dass die zunehmende Automatisierung alles gewaltig umkrepeln werde: »Was uns bevorsteht, ist die Aussicht auf eine Arbeitsgesellschaft, der die Arbeit ausgegangen ist, also die einzige Tätigkeit, auf die sie sich noch versteht. Was könnte verhängnisvoller sein?«

Ingeheim freut sich Arendt allerdings bei dem Gedanken, da sie in ihrer politischen Handlungstheorie eigentlich die Abkehr vom Fetisch der Arbeit herbeisehnt, um den Menschen die »Vita activa« zu ermöglichen. Ziel ist es demnach, eine Gesellschaft zu formen, in der Menschen auch wieder Zeit für das Politische haben. Ihre Utopie: Eine Gesellschaft voller frei handelnder Individuen, die um gute Ideen miteinander ringen, während R2-D2 bei Edeka abkassiert, die Straßen sauber fegt und die Amazon-Paketdrohnen steuert.

Die Chancen dafür (wie in den letzten 50 Jahren eigentlich auch schon prognostiziert) stehen laut Studien mal wieder ganz gut: Die beiden Oxfordwissenschaftler Carl Benedict Frey und Michael A. Osborne prognostizierten in ihrer 2013 veröffentlichten und viel beachteten Studie ein Automatisierungspotenzial in den USA allein in den nächsten 10 bis 20 Jahren von 47 Prozent. Deutschland ist sogar noch schlimmer dran: Eine Adaption der Frey-Osborne-Studie durch die Volkswirte der ING-Diba schätzt das Automatisierungspotenzial hierzulande sogar auf 59 Prozent, da der Anteil klassischer Industrie noch höher ist. Unter den betroffenen Berufen sind nicht nur die Fließbandarbeiter, sondern es trifft genauso Wissenschaftler, Ärzte oder Anwälte, wenn auch in geringerem Maße. Sicher schafft die Digitalisierung und Automatisierung auch viele neue Jobs, langfristig wird Hannah Arendts Vermutung aber wahrscheinlich doch wahr werden und uns allen geht die Arbeit aus. ►

Ihre Utopie: eine Gesellschaft voller frei handelnder Individuen, die um gute Ideen miteinander ringen, während R2-D2 bei Edeka abkassiert, die Straßen sauber fegt und die Amazon-Paketdrohnen steuert.



Zeit sich die Hände zu reiben und zu überlegen, was wir Schönes und Sinnvolles mit der frei werdenden Zeit anstellen. Doch halt! Wenn wir mal zurück in die 70er blicken, sehen wir, dass sich die Produktivität von damals bis heute auch schon mehr als verdoppelt hat. Trotz technologischen Fortschritts haben wir dennoch nicht so recht innegehalten und überlegt, was wir mit der gewonnenen Produktivität (theoretisch gleich gewonnene Zeit) eigentlich anstellen wollen. Stattdessen haben wir einfach weiter gearbeitet, um das Bruttosozialprodukt zu steigern. Man ahnt schon, wer davon wohl am ehesten profitiert hat.

Und hier erinnern wir uns wieder an den Hamster, der immer weiter rennt und doch niemals ankommt. Eine Idee, wie wir dem ewigen Hamsterrad entrinnen, die ist allerdings ziemlich verwegend:

V. HURRA, SPÄTRÖMISCHE DEKADENZ

»Wer dem Volk anstrengungslosen Wohlstand verspricht, lädt zu spätromischer Dekadenz ein. An einem solchen Denken kann Deutschland scheitern«, sagte der damalige Außenminister Guido Westerwelle 2010 auf die Frage nach mehr oder weniger Sozialstaat und läutete ein ganz anderes Scheitern ein: das vorläufige Ende der politischen Bedeutung der Freien Demokraten in der Bundesrepublik. Nicht nur, dass er zu implizieren versuchte, alle Hartz IV-Empfänger seien selbstverständlich Sozialschmarotzer – er scheint auch die wahre Grundidee des Liberalismus gar nicht verstanden zu haben.

Wenn wir die individuelle Freiheit des Einzelnen in den Mittelpunkt liberalen Denkens stellen, dann ist ein

Mensch erst wirklich frei, wenn seine Existenz gesichert ist, wenn er sich keine Sorgen darüber machen muss, dass ihm irgendwer etwas wegnimmt, sei es der Staat, der Nachbar, der Flüchtling oder die Mineralölindustrie. Stellen wir uns eine Gesellschaft vor, in der die Grundbedürfnisse gesichert sind: Geld für Miete, Essen und Teilhabe am öffentlichen Leben – ganz ohne Bedingungen, oder gar Sanktionen! Einfach weil man Mensch ist. Ein politisches Konzept, das diesen Gedanken aufgreift und versucht umzusetzen, ist das bedingungslose Grundeinkommen.

Die Idee kurz zusammengefasst: Das bedingungslose Grundeinkommen ist eine Art vom Staat gezahltes Gehalt für jeden Bürger, das ausreicht, um sinnvoll die oben genannten Grundbedürfnisse stillen zu können. Der bereits zitierte Götz Werner schlägt dafür 1.000 € monatlich vor. Der große Klassiker aus dem Kanon der Ängste vor diesem politischen Konzept ist die prognostizierte Untätigkeit alimentierter Bürger. Und ja, vielleicht würde der eine oder andere sich die ersten vier Wochen zurücklehnen und genießen, doch dieser Zustand wäre gewiss nur von kurzer Dauer.

»Vita activa« ist da das Stichwort. Der Wunsch tätig zu sein ist ureigenes Bedürfnis des Menschen. Und wenn wir uns selbst aktiv betätigen können, weil unserem Bedürfnis nach Sicherheit und Freiheit in gleichem Maße Rechnung getragen wird, haben wir auf einmal eine angstfrei und offenere Gesellschaft, in der Menschen selbst entscheiden können, wie und was sie arbeiten wollen.

Die Arbeit ist etwas Unnatürliches. Die Faulheit allein ist göttlich.
(Anatole France)



Alexander Sangerlaub hatte sich mit sieben Jahren fest vorgenommen, später einmal Nachrichtensprecher zu werden. Durch den Film »Free Willy« rückte auch Meeresbiologie in die engere Auswahl, da er naiverweise dachte, dass sich Meeresbiologen hauptsächlich auf Orcas fortbewegen. Dennoch studierte er in Berlin Publizistik, erkundete die Untiefen der Wissenschaft und den Limbus der Agenturwelt, nur um letztlich zum Pfad der Tugend zurückfinden, auf dem er Kater Demos gründete.

Weil das Konzept eine utopische Kernidee dieser Ausgabe ist, sei davon an dieser Stelle nicht mehr verraten. Doch es ist bei weitem nicht das einzige Konzept. Leider können wir von unseren verkrusteten Parteien, deren politischer Kompass sich aus der Geschichte des letzten Jahrhunderts orientiert, nicht allzu viel Utopisches und Zukunftsweisendes erwarten. Die Veränderungen müssen wir selbst anstoßen. Gönnen wir uns ruhig eine große Portion spätrömische Dekadenz, denn wir sind eine reiche, innovative und wirtschaftsstarke Wissensgesellschaft in Deutschland, die technologisch und ökonomisch unsere Existenz längst angstfrei sichern könnte. Werden wir politisch! Erinnern wir uns an unser inneres Kind und was es eigentlich werden wollte und holen wir uns, zum Beispiel durch Teilzeitmodelle, etwas mehr Freiheit zurück in unser Leben!

Bis dahin bleibt: Ob wir morgen arbeiten wollen, ist damit absolut keine Frage, die wirklich zur Debatte steht. Für alle, die nicht aus pathologischen Gründen zu Hause den ganzen Tag am liebsten unter ihrem Esstisch sitzen, heißt die Antwort ganz selbstverständlich: Ja! Der Mensch ist lieber nützlich als nutzlos, er schafft gerne, er hilft gerne, zuweilen hämmert er sogar gerne. Wie er das tut und vor allem wie man Arbeit für sich definiert, sollten wir jedem selbst überlassen. Ehrenamtliche Arbeit, Gartenarbeit, Lohnarbeit, Bildungsarbeit, Heimarbeit, Beziehungsarbeit – die Hülle und Fülle der tätigen Dinge, die wir schon einmal sprachlich zur Arbeit erkoren haben, ist so zahlreich, dass man sich wundert, warum wir noch nicht vorher auf die Idee gekommen sind, uns diese gesellschaftlich auch anerkennen zu lassen. Diese Anerkennung von Arbeit als Leistung geschieht in unserem Gesellschaftssystem nun mal über Geld.

Und noch etwas: Definieren wir uns doch bitte nicht so sehr über das, womit wir gerade zufällig unser Geld verdienen! Es gibt so viele andere schöne Dinge – und sogar andere Formen von Arbeit –, an denen man sich ganz wunderbar als Mensch erfreuen kann, schließlich sind wir mehr als eine personifizierte Erwerbstätigkeit. Haben wir den Mut, die Veränderungen, die wir uns wünschen, auch anzustoßen. Die gute Nachricht: Den Rest erledigt ohnehin bald R2-D2. ♦



Wolf Lotter: An die Arbeit (in: brandeins 09/2009)

Hannah Arendt: Vita activa (1958)

Robert F. Kennedy: Originalrede an der University of Kansas (1968)

Patrick Spät: Und was machst du so? (2014)

Götz Werner (im Interview mit der FAZ): 1000 Euro für jeden machen die Menschen frei (08/2010)

Volker Pispers: Bis neulich! (2013), YouTube

KURZPORTRÄT

DIE GEWÜRZHÄNDLERIN VON KABUL

TEXT CHOLEDA JASDANY
ILLUSTRATION MARC HEINRICH





Mit Bollywood-Filmen aufgewachsen, träumte Choleeda schon als kleines Mädchen davon, sich die Füße blutig zu tanzen. Als sie das Lesen und Schreiben für sich entdeckte, wollte sie nur noch Schriftstellerin werden. Mittlerweile kommt das Lesen etwas zu kurz, aber das Schreiben hat sie nicht verlernt.

Kumin, Koriander, Zimt und Nelken – diese und andere Gewürze sind Bestandteile der Bibi Spices, einer Gewürzmischung, mit der man afghanischen Reis würzt und die Saadat Hassan ins Ausland vermarkten möchte. Saadat Hassan ist 56 Jahre alt und eine sehr beschäftigte Unternehmerin. In ihrer Nachbarschaft entstehen viele neue Geschäfte. Um die Ecke ihrer Wohnung hat ein Internet-Café eröffnet. In einem sanierten Haus mit Marmorwänden und schweren Kronleuchtern soll ein Burgerladen entstehen. Gegenüber ist der Bäcker. Hier sitzen vier Männer im Schneidersitz auf dem Boden und backen das Brot im traditionellen Ofen, der in den Boden gebaut ist. Daneben die Eisdielen, wo Jugendliche bis in die Nacht hinein abhängen und Eiscreme essen, worüber sich ältere Nachbarn bisweilen ärgern. Saadat wohnt mit ihrem Mann und ihrem 15-jährigen Sohn in Share Naw, der Neustadt Kabuls.

SAADAT IST UNTERNEHMERIN, SCHNEIDERIN, LEHRERIN

Die Vermarktung ihrer Gewürze läuft nicht so gut, wie sie es sich erhofft hat. Doch auch ohne das Geschäft mit Bibi Spices scheint sie voll ausgelastet zu sein. In dem Park Baghe Sanona, einem Park für Frauen, betreibt sie zusätzlich einen kleinen Nähladen für traditionell bestickte Kleidung – ein wohl blühendes Geschäft, gäbe es Tourismus in Kabul. Doch eigentlich ist Saadat Lehrerin. Nach dem Studium in Kabul fing sie an, in einer Sonderschule in Baghram, Analphabeten das Lesen und Schreiben beizubringen. Die Schule gehörte zu einer Fabrik, die von Deutschen gebaut wurde. Danach hat sie die Landessprache Dari in Kabul unterrichtet. Das war in den frühen Achtzigern, bevor der Krieg losbrach und sie und ihre Familie nach Peshawar in Pakistan flohen. Nach ihrer Rückkehr nach Afghanistan konnte Saadat wieder in ihrer alten Schule arbeiten. Man kannte sie noch und es war nicht schwierig, dort wieder anzufan-

gen. Teilweise ist sie heute auch an Lehrprojekten beteiligt, in welchen sie Lehrmethoden unterrichtet. Diese Projekte sind gut bezahlt, doch zeitlich begrenzt.

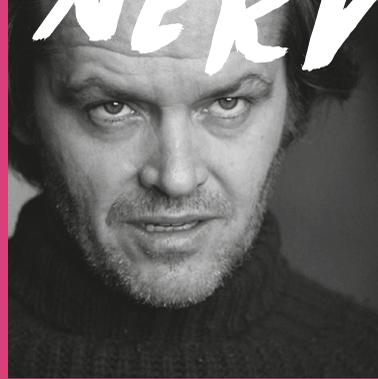
ASPIRING BUSINESSWOMAN

Nebenbei hat sie an zahlreichen Workshops teilgenommen. Einen ganzen Stapel Abschlusszertifikate für Workshops der Afghanistan Chamber of Commerce & Industries, der American University of Afghanistan oder der Deutschen Gesellschaft für internationale Zusammenarbeit kann sie vorweisen. Die Zertifikate tragen Titel wie »Customer Satisfaction & Quality Control«, »Entrepreneurial Marketing Training« oder »Aspiring Businesswomen Commercial Law Training«. Bei einem dieser Workshops kam ihr die Idee mit der Gewürzmischung. Sie und die anderen Teilnehmerinnen wurden während des Workshops zwar mit Mittagessen versorgt, aber niemand konnte das Essen ausstehen. Deshalb brachte sie ihr eigens kreiertes Gewürz mit. Die USAID (United States Agency for International Development) hat sie mit zwei Mixern, zwei Waagen und großen Kunststoffbehältern ausgestattet.

ALS FRAU IM GESCHÄFT

Mit Saadat sind es vier weitere Frauen, die ihr beim Reinigen, beim Zerkleinern und bei der Vermischung der Zutaten helfen. »Wenn ich ein Geschäft aufbaue, dann gebe ich den Erfolg auch weiter an die Zulieferinnen«, sagt Saadat. Auf die Frage nach möglichen Problemen, die ihr als Frau in der von Männern dominierten Gesellschaft begegnen, antwortet sie höflich: »Beim Einkauf gibt es keine Probleme. Mein Mann hilft und unterstützt mich. Die Geschäfte und Läden kaufen bei mir ein und ich habe keine Probleme.« Und komischerweise nimmt man ihr das sogar ab. ♦

ARBEIT NERVT! ARBEIT NERVT! ARBEIT NERVT!



TEXT JUDITH PAPE

»Just give me money and I'll do shit for you,« sagt Jack Torrance (Jack Nicholson) im Film »The Shining«, als er bei einem Vorstellungsgespräch nach seiner Motivation für den entsprechenden Job gefragt wird. Sein Grinsen dabei ist inzwischen schon als Meme in die Annalen der Internetschwänke eingegangen. Der Protagonist begeht hier ganz klar einen Fauxpas, weil an ihn die Erwartung gerichtet wird, zu begründen, wieso er seinen Job zuverlässig und gewissenhaft und am besten noch mit viel Liebe ausüben wird. Aber warum ist es so, dass allein Geld als Motivation für einen Job irgendwie albern wirkt?

Im Internet finden sich eine Menge Ratgeber, die einem helfen sollen, in typischen Vorstellungsgesprächen zu vermitteln, dass man total motiviert ist. Dass man nichts lieber tut, als zu networken, am Flipchart zu brainstormen oder Präsentationen vorzubereiten. Und vor allem, dass die entsprechende Tätigkeit das fehlende Fragment ist, das die eigene Identität vollständig und perfekt machen würde. Irgendwie ist das ja auch plausibel: Seit unserer Kindheit werden wir dazu aufgefordert, uns darüber klar zu werden, was wir denn mal sein wollen. Unsere Vorstellung davon wandelt sich zwar mit der Zeit, denn natürlich lernen wir, in unsere Überlegungen einfließen zu lassen, was der Arbeitsmarkt denn gerade

so braucht und wie rentabel oder wahrscheinlich manche Berufsträume sind. Nichtsdestotrotz wird uns suggeriert, dass unsere schulische und akademische Entwicklung ein Prozess ist, an dessen Ende wir uns gut auskennen in einem Bereich, der uns interessiert. Und wenn wir dann so mit Mitte Zwanzig auf der Vorstellungscouch sitzen und nicht glaubhaft erklären können, dass wir das, wofür wir uns bewerben, lieben, dann sind wir ja auch irgendwie selbst Schuld. Aber was macht es mit uns, wenn wir denken, dass es für jedes menschliche Töpfchen ein berufliches Deckelchen gibt?

SELBSTVERWIRKLICHUNG ÜBER DIE KARRIERE: IT'S A TRAP!

Bereits vor 150 Jahren beschrieb Karl Marx, wie sich Fabrikarbeiter von sich selbst entfremdeten, unter anderem, weil sie sich dem Rhythmus und den Abläufen der Maschine, die sie bedienten, völlig anpassen mussten. Für ihn sind in der kapitalistischen Produktionsweise die Rollen von Subjekt und Objekt vertauscht: Die Maschine ist nicht mehr nur Werkzeug des erschaffenden Arbeiters, sondern der Arbeiter ist »Organ« der erschaffenden Maschine geworden.

Laufen wir im 21. Jahrhundert nicht Gefahr, in dieselbe, wenn auch subtiler gewordene Falle zu tappen? Die Soziologen Luc Boltanski und Ève Chiapello geben zu bedenken, dass moderne Wirtschaftssysteme mehr denn je darauf angewiesen sind, dass ihre Angestellten freiwillig hochengagiert und stark eingebunden sind. Dies sei nur gewährleistet, wenn man den Menschen mit ihrer Arbeit einen Sinn liefert, »der die Idee, Profit zu steigern, übersteigt«. Was das für ein Sinn sein könnte, fanden die beiden heraus, indem sie systematisch zeitgenössische Managementliteratur auswerteten. Das Ergebnis: Erfolg macht sexy.

Sie stellten fest, dass heute als erfolgreich gilt, wer kreativ, flexibel, kommunikativ, begeisterungsfähig und engagiert ist. Der Anreiz, den moderne Arbeitgeber ihren Arbeitnehmern bieten, ist demnach, dass sie ihre Soft Skills im Beruf einbringen können und sogar sollen. Während noch vor 50 Jahren Sicherheit in Form einer unbefristeten Stelle in einem großen Konzern ein bedeutender Anreiz für potenzielle Arbeitnehmer war, ist es heutzutage unter anderem der Anspruch an die Angestellten, dass sie eigenverantwortlich und vor allem flexibel verschiedene Aufgabenbereiche managen können. Wer sich in diesem schnelllebigen Arbeitsumfeld wohlfühlt, Karriere macht und gleichsam seine Leidenschaft lebt, kann schließlich für sich beanspruchen, erfolgreich zu sein – nicht zuletzt auch hinsichtlich seiner persönlichen Selbstverwirklichung.

Während es also zu Marxens Zeiten der Ablauf der Maschine war, dem sich der Arbeiter unterwerfen musste, könnte man heutzutage unser etabliertes Persönlichkeits-

ideal (das zufälligerweise auch dem wirtschaftlichen Wachstum dient) als Ursache von Entfremdung ansehen. Natürlich stehen wir nicht mehr unter demselben, unmittelbaren Druck; uns drohen nicht sofort Lohnkürzungen, wenn wir mal nicht so kreativ oder kommunikativ sind wie sonst. Aber dafür hat sich die Vorstellung durchgesetzt, dass Selbstverwirklichung auch mit Erfolg im Beruf verbunden ist – und diese Vorstellung wirkt nicht nur während der Arbeitszeit auf uns ein, sondern schwingt permanent mit. So machen wir uns schließlich selbst zu perfekten Arbeiterbienchen. Perfekt deswegen, weil die Kluft zwischen unseren eigenen Interessen und den Interessen unseres Arbeitgebers mehr und mehr verschwindet. Es ist also höchste Zeit, den angeblichen Sinn, den die Arbeit uns zu bieten verspricht, mal kurz in Frage zu stellen.

STELL DIR VOR ES IST FEIERABEND UND ALLE GEHEN HEIM

Schon in den 60er Jahren des letzten Jahrhunderts befürchtete der Sozialphilosoph Theodor W. Adorno, »dass das Leben selber mehr und mehr zum bloßen Anhängsel eben des Berufslebens wird, das Mittel, nicht Zweck des Lebens sein sollte«. Frei nach dem Motto: Wenn ich liebe was ich tue, wieso sollte ich dann pünktlich Feierabend machen oder wieso sollte ich es dafür nicht auch in Kauf nehmen, in eine andere Stadt zu ziehen, obwohl ich mich hier ganz wohl fühle. Dieses moderne Arbeitskonzept funktioniert nur reibungslos, solange wir keine festen sozialen Bindungen oder Verpflichtungen eingehen.

Die zentrale Frage sollte also nicht lauten »Passt mein Job zu mir?«, sondern »Bin ich vielleicht ein Stück weit zu dem Menschen geworden, der gut zur heutigen Arbeitswelt passt?«. Hand aufs Herz, es ist eher unwahrscheinlich, dass der Beruf für die meisten von uns einen fundierten Lebenssinn stiftet. Klar gibt es die, die wirklich ihre Traumkarriere leben und in der beruflichen Selbstverwirklichung aufgehen. Aber allen, die sich schwertun mit der Entscheidung, was sie denn sein wollen und allen, die Angst haben, nicht die Traumkarriere hinzulegen, die sie gerne hätten, sei gesagt: Arbeit nervt. Es gibt Wichtigeres im Leben. Legt euer bestes Jack-Nicholson-Lächeln auf und geht tanzen, am besten zu Deichkind. ♦



Luc Boltanski, Ève Chiapello: The new spirit of capitalism (2006)

Erich Fromm: Die Furcht vor der Freiheit (1941)

Judith Pape hat schon immer gerne diskutiert. Während früher die restriktive Vergabe von Schokojoghurt ihr Gemüt erhitzte, geht es inzwischen eher um ethische und politische Themen. Ihrem Hobby kann sie heute im Rahmen ihres Soziologiestudiums ausgiebig fröhnen.

DE RERE O T E A D E N

WILLKOMMEN BEIM ROTEN FADEN Die vier Kapitel sind als Serie im Magazin verteilt. Du kannst jeden Teil für sich lesen, oder alle am Stück – dann müsst du aber vorblättern.

TEXT ROMAN OBST, ARNE SIEGMUND
ILLUSTRATION MARC HEINRICH



Arne Siegmund wollte früher »Eisenbahner« werden. So steht es zumindest in seinem Freundebuch aus Grundschulzeiten. Heute hat er keinen blassen Schimmer mehr, was genau er mit »Eisenbahner« meinte. Vielleicht Schlafwagenschaffner, Lokrangierführer oder Dampflokeheizer? Wie auch immer. Aus der großen Eisenbahnerkarriere ist jedenfalls nichts geworden.



Als Roman Obst in seinen jüngsten Kinderjahren erstmals hörte, wie ganz bestimmte Leute in rasenden Raketen Schiffen durchs Weltall fliegen, wollte er das auch. Sein erster Berufswunsch war Kosmonaut. Wie Juri Gagarin, der erste Mensch im Weltall und Held der Sowjetunion.

Der Rote Faden führt Dich in dieser Ausgabe quer durch die Geschichte der Arbeit. Als erstes klären wir, was das Wort Arbeit überhaupt bedeutet und wie es vor knapp 12.000 Jahren entstanden ist. Im zweiten Kapitel geht es in die Moderne und um die Arbeitsteilung – das grundlegende Prinzip der modernen Arbeitswelt. Außerdem nimmt Dich der Rote Faden mit in die Fünfzigerjahre und zeigt Dir das fast ausgestorbene Arbeitsplatzmodell der Hausfrau. Und, weil Arbeit durch alle Gezeiten untrennbar mit Gesang verbunden ist, gibt es zum Ausklang noch die Top-Ten der Arbeiterlieder. In diesem Sinne: Glück auf!

AN DIE ARBEIT!

Arbeit, Arbeit, Arbeit. Arbeit? Arbeit, Aarbeit, Aarbeit. Kennst du das? Du sagst ein Wort ganz oft hintereinander und bemerkst dann wie bescheuert das eigentlich klingt? Arbeit. Ein Wort, nur zwei Silben, aber viel dahinter. Was es bedeutet und wie es entstanden ist, weiß Prof. Dr. Anatol Stefanowitsch.

Neun Uhr morgens in der »Rostlaube« der Freien Universität Berlin: Keine Studentenseele weit und breit. Prof. Dr. Anatol Stefanowitsch marschiert über den gähmend leeren Gang auf sein Büro zu. Er lehrt hier an der Freien Universität Berlin Allgemeine Sprachwissenschaft und die Struktur des heutigen Englisch. Der 45-jährige hat eine Halbglätze, ist von schmaler Statur und trägt Hallenfußballschuhe zum dunklen Anzug. Er ist mustergültig vorbereitet. Aus seinem Koffer zückt er eine DIN-A4-Mindmap, auf der er sorgfältig die Etymologie der »Arbeit« skizziert hat: Pfeile, Kringel, bunte Farben; Entwicklungen, Wortstämme und Bedeutungsveränderungen. »Ich habe das Privileg, dass das Wort »Arbeit« für mich

DER KLINGT IN ETWA SO: ORBH, MIT SO EINEM B. BEHAUGHTEN B. ORWH, ORFH. SO IN ETWA.

tatsächlich mit der Tätigkeit verbunden ist, die mir am meisten Spaß macht«, sagt der passionierte Wortforscher und muss beim Anblick seiner Mindmap ein wenig schmunzeln.

»Bevor man anfängt, in die Wortgeschichte zu schauen, muss man sich klar machen, dass das Wort »Arbeit« an sich eine gewisse Vieldeutigkeit hat. Eine Tätigkeit wird durch verschiedene Gründe zur Arbeit: Entweder ist sie mit einer gewissen Anstrengung verbunden oder es handelt sich dabei um eine Aufgabe, die erledigt werden muss«, erklärt Stefanowitsch. »Ich könnte zum Beispiel mein Büro mal wieder aufräumen...«, wirft er ein und deutet auf Kartons und Aktenordner, die auf dem Filzteppich auf einen Platz im Regal warten. »Wenn sie einem Zweck dient, dann kann fast jede Tätigkeit als Arbeit bezeichnet werden. Und natürlich immer dann, wenn man etwas für Geld tut.«

»ORBH« – DER WORTSTAMM VON »ARBEIT«

Anatol Stefanowitsch fährt mit dem Finger über seine Gedankenlandkarte, quer durch die Etymologie. »Wir gehen zunächst in die gemeinsame Ursprache zurück: ins Protoindoeuropäische. Man nimmt an, dass sich daraus fast alle Sprachen zwischen dem westlichen Rand Europas und Indien entwickelt haben.« Ein paar Zentimeter legt er mit dem Finger zurück. In Sprachgeschichte umgerechnet sind diese paar Zentimeter knapp 10.000 Jahre: Zu dieser Zeit entwickelte sich der Wortstamm, von dem man annimmt, dass sich aus ihm »Arbeit« abgeleitet hat. »Der klingt in etwa so: »Orbh«, mit so einem behauchten B«, erklärt er und prononciert noch zweimal: »Orwh, orfh. So in etwa. Eine Evidenz gibt es dafür aber nicht, dieses »Orbh« hat man rekonstruiert, denn es gab damals noch keine Schrift.«



DER ROTE FADEN

I. An die Arbeit

S. 38

II. Arbeitsteilung

S. 60

III. Arbeitsplatzmodell Hausfrau

S. 104

VON »ORBH« ZU »ARAPI« – MÜHSAL,

PLAGE, SKLAVENARBEIT

Orpb bedeutet »den Zustand verändern. Und zwar im Sinne einer Zugehörigkeit zu einem bestimmten Stammesführer. Es muss irgendwie geheißten haben »von der Zuständigkeit einer Person in die andere übergehen, da steckt ein Abhängigkeitsverhältnis drin«, weiß Stefanowitsch. »Die früheste belegte Ableitung dieses Wortes ist »Arapi«. Das hieß so viel wie Mühsal, Plage, Plackerei. Außerdem stammt auch das altkirchenslawische »Rabota«, was Sklavenarbeit bedeutete, von »Orbh« ab. Da sieht man auch ganz klar ein Abhängigkeitsverhältnis im slawischen Zweig der Sprache. Ein sehr negativ besetzter Begriff.« Und in keiner Weise verbunden mit Erwerbsarbeit, denn die gab es vor 10.000 Jahren auch noch gar nicht. Die Menschen versorgten sich und ihre Familien selbst. »Das Feld bestellen, die Tiere einspannen, jeder war für seinen eigenen Lebensunterhalt zuständig.«

Im Russischen heißt Arbeit bis heute »Rabota«.

Dieses slawische Wort ist auch mehrfach ins Deutsche entlehnt worden. Zunächst aus dem Tschechischen ins

Mittelhochdeutsche: Der »Robator« war der Fronarbeiter. »Roboten« bedeutete entsprechend »Fronarbeit leisten«. Später wurde der Begriff »Robot« (dt.

Roboter) aus dem Englischen ins Deutsche entlehnt. Interessanterweise auch über das Tschechische. Und zwar in der englischen Übersetzung eines Romans von Karel

Capek, in dem das Wort »Robot« für eine künstliche Maschine, die Arbeit leistet, verwendet wurde.

»ARAPI« HEISST JETZT »ARABEIT« – MARTIN LUTHER MACHT »ARBEIT« DARAUSS

Im Althochdeutschen hat sich das Wort »Arapi« dann zu »Arbeit« verändert, die Bedeutung blieb: »Mühsal, schwere Tätigkeit, Plage« Die Mindmap-Pfeile kommen dem Wort »Arbeit«, so wie wir es heute kennen, langsam näher. Lediglich das kleine A zwischen Arbeit und -beit irritiert noch etwas. Das dachte sich, so oder so ähnlich, auch Martin Luther: »Bei Luther findet sich dann in der Bibelübersetzung das neuhochdeutsche Wort »Arbeit« und meint dort sogar teilweise Erwerbsarbeit. Aber das beherrschende Motiv der Wortbedeutung war zu dieser Zeit nach wie vor, dass »Arbeit« eine mühselige Tätigkeit ist, die Schmerzen verursacht.«

Es gab »arbeiten« auch in der reflexiven Verwendung: »sich arbeiten«, was »sich anstrengen, sich abmühen« bedeutete. Das konnte entweder heißen: Den Acker bearbeiten (»Ich arbeite den Acker«). Es konnte aber auch heißen: »Ein Pferd arbeiten«. Das hieß dann sozusagen »das Pferd einspannen, das Pferd dazu zu bringen, sich abzumühen«.

DIE GESELLSCHAFT VERÄNDERT SICH – ARBEIT HEISST JETZT VOR ALLEM ERWERBSARBEIT

Dass die Menschen mittlerweile auch für Geld arbeiten, spiegelt eine gesellschaftliche Veränderung wider: »Es gab eine funktionale Ausdifferenzierung, die Leute haben sich Stück für Stück spezialisiert und dadurch kam dann auch die Idee der Erwerbsarbeit; die spätestens seit der industriellen Revolution Gang und Gäbe ist.« Ab diesem Zeitpunkt ist der Grundstein für eine neue Verwendung des Wortes Arbeit gelegt: Aus Mühsal und Plage wird Erwerbsarbeit. Klar, die Arbeitsbedingungen in den Fabriken waren damals um die Jahrhundertwende scheußlich, dennoch rückt die ursprüngliche Wortbedeutung nun in den Hintergrund. »Bis hin zu der modernen Idee, dass ich nicht nur meinen Lebensunterhalt mit meiner Arbeit verdiene, sondern auch, dass Arbeit mich persönlich zufriedenstellen und mir einen Lebenssinn geben soll – das wäre für Luther oder die alten Germanen noch völlig absurd gewesen, zumindest in keinsten Weise mit dem Wort Arbeit assoziiert. Sicherlich haben die auch schon Dinge gemacht, die ihnen Spaß gemacht haben – es war ja nicht alles nur Leid und Mühsal – aber das hätten sie niemals Arbeit genannt«, ist sich Anatol Stefanowitsch sicher und lacht.

AUCH IN ANDEREN SPRACHEN KOMMT »ARBEIT«
AUS EINEM »SCHMERZHAFTEN UMFELD«

Auf der Mindmap, am unteren Rand des DIN-A4-Blattes, ist die etymologische Gegenwart des Wortes Arbeit erreicht. Ende? Eine Mindmap hat kein Ende: Ein Pfeil führt zurück an den oberen Rand, tausende Jahre zurück in die Sprachgeschichte. »Besonders interessant ist, dass sich das Wort für Arbeit auch in anderen europäischen Sprachen aus diesem »schmerzhaften« Wortfeld ergibt. Das Lateinische »Labora«, was bis heute im Englischen (engl. »Labour« – »Arbeit«) erhalten ist, bedeutet so etwas wie Unglück, Anstrengung, in den Wehen liegen.« Das Französische »Travailler« (Arbeiten) und das Spanische »Trabajar« (Arbeiten) kommen ebenfalls aus dem Lateinischen: »Trepaliare« hieß foltern, hier steht also ursprünglich auch die Schmerzkomponente ganz klar im Vordergrund«, erklärt Anatol Stefanowitsch die Herkunft.

Das lateinische Labora haben wir im Deutschen auch noch in »laborieren«, was bedeutet, sich mit irgend-einer Arbeit zu plagen bzw. sehr langsam voranzukommen. Hier hat man auch wieder die sehr negative Bedeutung, die mit dem Arbeiten assoziiert sein kann.

Arbeit, Rabota, Labour, Travailler, Trabajar. Bei all diesen Wörtern aus verschiedenen Sprachen und Kulturen gibt es also eine Art Systematik innerhalb des Bedeutungswandels. Vom Schmerz zum Job, von der Sklavenei zur Arbeit zum Arbeitsverhältnis. »Das ist kein Zufall. Da reflektiert die Sprachentwicklung ganz klar die kulturhistorische Entwicklung.«

DAS WÄRE FÜR LUTHER ODER DIE ALTEN GERMANEN NOCH VÖLLIG ABSURD GEWESEN.

»Jobben« haben wir aus dem Englischen überronnen, was eher den Gelderwerb in den Vordergrund stellt. »Job« bedeutete im Englischen so etwas wie eine Mengenangabe. Genau weiß man es nicht, die ersten Nachweise waren »a job of work«, eine bestimmte, kleine Menge Arbeit, die man mal eben, um Geld zu verdienen, gemacht hat.

EIN BLICK IN DIE ZUKUNFT

Anatol Stefanowitsch legt seine Etymologie-Mindmap beiseite. Er hält kurz inne, lässt 10.000 Jahre Sprachgeschichte sacken. »Man muss in der Sprachwissenschaft auch immer schauen, welche Wörter es noch nicht gibt. Nicht nur, wo sie herkommen. Ein Wort für »Arbeit, die einen befriedigt oder glücklich macht«, hat sich noch gar nicht in der Sprache niedergeschlagen. Da müsste sich noch ein neues Wort bilden, das wäre zeitgemäß«, sagt er und blickt in die Zukunft: »Es gibt ja auch Utopien, dass wir Menschen nur noch das machen, was uns Spaß macht und die Maschinen arbeiten lassen...« In so einer Zukunft würde Anatol Stefanowitsch sicher in seinem Büro sitzen und eine Mindmap zur Etymologie des Wortes »Arbeit, die befriedigt und glücklich macht« malen. Das Aufräumen des Büros erledigen dann seine Akten-Roboter.



WEITER AUF S. 38



ALEXANDER UND DIE BLUMEN

**Wer ins Gefängnis geht, bricht mit allem – Freunden,
Familie, Job. Aber wenn das Leben aus den Fugen gerät, zählt nur eins:
Weitermachen, egal wie.**

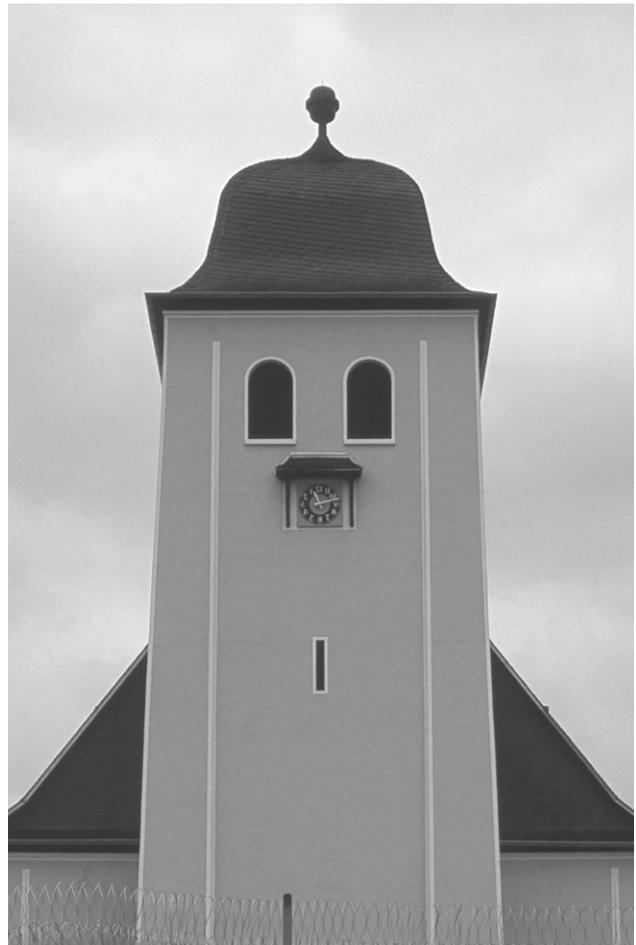
TEXT CHRISTOPH ZEIHNER
FOTOS SIMA EBRAHIMI

Das muss eine blöde Verwechslung sein, alles ganz harmlos. Wird sich schon aufklären, denkt er sich. Doch dann kommt alles anders. Im September 2015 wird Alexander Heinz, 43 Jahre alt, wegen Betrugs zu drei Jahren Haft verurteilt. Ob er schuldig ist? Naturgemäß vertritt er da eine etwas andere Meinung als der Richter.

Alexander wird in die JVA Diez in Rheinland-Pfalz gebracht, 30 Kilometer von seiner Heimatstadt entfernt. Hier sitzen die richtig harten Jungs. Lebenslänglich und Sicherheitsverwahrung. Die Gebäude stammen noch aus preußischer Zeit. Drinnen wirft ein Kirchturm lange Schatten auf die Gefängnismauern. Was denkt man, wenn sich hier die Knasttüren zum ersten Mal hinter einem schließen, man 23 Stunden am Tag weggesperrt wird?

»Alles scheiße, denkt man«, sagt Alex. »Warum hab' ich mich nicht gekümmert. Warum musste es so weit kommen? Warum hilft einem keiner?« Wenn man Alex zum ersten Mal trifft, ist man überrascht, wie wenig überrascht man ist. Da ist eigentlich nichts Bemerkenswertes, zumindest nicht auf den ersten Blick. Die Leute, die aussehen wie klassische Häftlinge, sind heute sowieso eher Türsteher im Berghain.

Dass es drinnen trotzdem ziemlich rau zugeht, daran lässt Alex keinen Zweifel. Es sei sogar noch schlimmer, als man es sich vorstellt. »Da gibt's nur eine Möglichkeit: Nicht aufgeben und nach jedem Strohhalm greifen. Sich über einen Brief freuen, auch wenn's nur vier Zeilen sind. Oder eben über ein Blümchen, das man gepflanzt hat.« ▶



MADE IN PRISON

Seit einiger Zeit ist Alex Freigänger. Fünf Monate war er im geschlossenen Vollzug. Jetzt hat er täglich vier Stunden Freizeit, in denen er sich frei bewegen kann. Und er darf in der Gärtnerei arbeiten. Die Plätze dort sind beliebt. Seit 2013 gibt es zwar keine Arbeitspflicht mehr, trotzdem wollen viele den Job machen.

Die kleinen Türklinken, die niedrigen Glasdecken, alles in dem Gewächshaus wirkt so, als könnte Alex es im nächsten Moment zermalmen. Er macht zwar einen harmlosen Eindruck, aber er ist eine ziemlich kräftige Erscheinung. Mit einer Handvoll anderer Häftlinge verbringt er seine Tage nun hier. In den drei Gewächshäusern ziehen sie Rosen, Veilchen, Gurken und Kohl. Das meiste davon wird verkauft. Nur wenn zu viel da ist, wird es in der Gefängnisküche verkocht.

Rund 500 Insassen sitzen in Diez ein. Viele von ihnen arbeiten in der Schlosserei, Schreinerei, Druckerei oder Buchbinderei. Im Gefängnisladen kann man für 60 Euro Holzspielzeug kaufen, für das man in Berlin-Mitte das Zehnfache bezahlen würde. Und in der Druckerei werden so gut wie alle behördlichen Vordrucke für das Land produziert, Briefwahlunterlagen beispielsweise. Es kann auch gut sein, dass man eine richterliche Vorladung bekommt und danach genau in den Knast wandert, in dem das Papier dafür bedruckt wurde. ►



JVA Diez



AM SPIELFELDRAND

Wir setzen uns in die Kaffeeküche. Das Schönste an dem Raum ist der Garten draußen vor dem Fenster. An der Wand ein Bild von Maite Kelly, ausgeschnitten aus einer alten Klatsch-Zeitschrift. Na gut, denkt man sich, macht's auch nicht wirklich schlimmer. Die Sonne strahlt durchs Fenster, Alex erzählt vom Leben draußen, er hat schon viel gemacht: gelernter Kfz-Mechaniker, Zeltbau für Veranstaltungen, nebenher einen Hausmeister-Service. Gärtnern, das war schon immer sein Hobby. Dieses normale Leben ist jetzt aber erst einmal vorbei.

»Das steht ein Haus auf Miete, da sind drei Kinder, die in der Lehre sind, die Führerschein machen, ein Hund, eine Frau, die selber krank ist, und eine Mutter mit 74 Jahren, die selber ein bisschen pflegebedürftig ist.« Am liebsten würde er den Kloß in seinem Hals rausschreien. Noch aber muss er ihn runterschlucken. »Da ist grenzenlose Überforderung, Hilflosigkeit. Da kann man froh sein, wenn die Familie einmal pro Woche zu Besuch kommt«, sagt er. »Ohne Familienanbindung hat man verloren.«

Wenn er raus kommt, will er sofort weitermachen: »Die Frau geht in Kur, ich mach' mich selbständig mit dem Hausmeister-Service. Dann hab ich genug Geld und bin flexibel.«

Kennen Sie noch Hasan Salihamidžić? Damals in den Nullerjahren war der beim FC Bayern das, was man wohl als Wühler oder Kämpfer im Mittelfeld bezeichnen würde. Wenn Hassan – gerade gegen Ende seiner Karriere – erst später eingewechselt wurde, stand er immer schon hüpfend und trippelnd an der Seitenlinie. Als wären tausend Bogen in seinem Körper gespannt, die nur darauf warteten, endlich abgefeuert zu werden.

Auch bei Alex wächst mit jedem Tag die Spannung auf dem Bogen. »Wenn ich hier rauskomme, dann geht das sofort weiter, Vollgas«, sagt er. Mit jedem Tag will er das mehr – mehr machen, mehr arbeiten. Immerhin, die Blumen nehmen etwas von der Spannung raus. »Die Zeit geht einfach rum, das ist der Vorteil«, sagt er. »Die Probleme schaltet man hier in der Gärtnerei aus. Man denkt nicht so viel nach.«





VON WEGEN GENERATION Y

Schon seltsam. Viele Eindrücke nimmt man hier mit, aber kein klares Urteil. Resozialisierung? Klar, im Idealfall kann das funktionieren. Aber versprechen kann das niemand. Und ist es nicht eher so, dass hier das Schlimmste des Kapitalismus Einzug hält? Arbeiten, fleißig sein und Geld gibt's dafür so gut wie keins. Nicht, dass man am Ende noch vergisst, wie das System funktioniert. Auch wenn man vielleicht schon längst rausgefallen ist.

Andererseits wollen die Häftlinge ja auch arbeiten. Mit dem prekarierten Generation-Y-Getue hat das aber wenig zu tun. Von wegen Sinnsuche! Die Hände brauchen ganz einfach was zu tun, damit sie den Kopf am Denken hindern. Damit man nicht verzweifelt. Und danach? Da geht's auch nicht um Selbstverwirklichung oder Work-Life-Balance. Sondern darum, überhaupt erst mal wieder in den Tritt zu kommen, die Familie einigermaßen durchzukriegen. So, dass nicht alles noch mehr auseinanderfällt.

Arbeit, das ist für Alex hier drin vor allem eins: Konstante. Das war vorher da, das ist jetzt da und damit geht's auch weiter. Zumindest ist das der Plan. Und wenn alles überstanden ist, bloß nicht zurückgucken. »Einfach verdrängen. Weg. Gut ist.« ♦



PREKÄRE NORMALITÄT

Nine to Five war vorgestern. Wer sich heute im Job selbst verwirklichen will, sucht Freiheit und ist bereit, dafür ein Stück Sicherheit zu opfern. Für die Sinn-Suchenden der Generation Y ist Prekarität damit längst zum Dauerzustand geworden. Aber was, wenn uns dieser Postmaterialismus eines Tages auf die Füße fällt?

TEXT IMRE BALZER
FOTO ME CHUTHAI

Es ist knapp zwanzig Jahre her, dass der französische Soziologe Pierre Bourdieu einen Vortrag mit dem programmatischen Titel »Prekarität ist überall« hielt. Er beschrieb darin eine Entwicklung, die schon Mitte der 1970er begonnen hatte, deren volle Auswirkungen sich jedoch erst in der sogenannten Generation Y entfalten. Arbeitsverhältnisse, wie sie früher zur Norm gehörten, werden weniger; befristete Stellen und Arbeit in Teilzeit breiten sich aus. Immer öfter sind die Angehörigen dieser Kohorte von Prekarität bedroht, müssen schlechte Arbeitsbedingungen hinnehmen und staatliche Unterstützung beantragen.

Dabei sind die Ansprüche, die die älteren Generationen stellen, groß: Während unsere Großeltern erzählten, wie sie von neun bis fünf Uhr im Büro saßen oder an der Werkbank standen, das Land wieder aufbauten und sich vor allem um das Überleben ihrer selbst und ihrer Kinder Gedanken machten, probten unsere Eltern den Aufstand gegen diese Welt. Sie suchten nach sich selbst, revoltierten an den Universitäten gegen den Muff der vergangenen tausend Jahre oder gegen das DDR-Regime und verstanden ihre Eltern nicht mehr. Dass diese Geschichten nur idealisierte Erinnerungen sind, wird allzu gerne vergessen.

Und deren Kinder, also wir? Die Generation Y, wie Soziologen jene Geburtenjahrgänge nach 1980 taufte, die heute gut ausgebildet oder zumindest

stark bildungsaffin sind? Im Arbeitsleben suchen sie vor allem Flexibilität, Individualität, Selbstverwirklichung, Work-Life-Balance, ein bisschen Wohlstand und in besonderem Maße ganz viel Sinn. Das zeigen zahlreiche soziologische Studien sowie Umfragen von Unternehmensberatungen. Es reicht ihnen meist nicht, ein Leben lang am Fließband oder hinter der Käsetheke im Supermarkt zu stehen. Doch Geld zu verdienen, ist mit diesen Ansprüchen meist nicht ganz einfach und so arbeiten viele Angehörige der Generation Y in höchst prekären Arbeitsverhältnissen.

Prekär sein heißt vor allem unsicher sein. Unsicherheit über die Zukunft im Allgemeinen, aber auch über den nächsten Job, den nächsten Urlaub, die nächste funktionierende Waschmaschine. Diese ökonomische Unsicherheit wirkt sich auf den Freundeskreis, auf das politische Engagement und auf unsere ethischen Einstellungen aus, kurz: auf das Verhältnis zu uns selbst. Denn schon seit langer Zeit definieren sich Menschen mehr und mehr über ihre Arbeit, insbesondere die aktuelle Generation. Verlieren wir diese, sind wir eben mehr als nur arbeitslos. Pierre Bourdieu geht so weit, von einer daraus resultierenden Destrukturierung jeglicher Verhältnisse zu Welt, Raum und Zeit auszugehen. Was passiert, wenn Menschen permanent bewusst gemacht wird, dass sie jederzeit durch jemanden ersetzt werden können? ►

PREKÄR SEIN IST KEIN OBJEKTIVER ZUSTAND

Ursprünglich hatte der Soziologe Robert Castel den Begriff der Prekarität eingeführt und verstand ihn vor allem im Zusammenhang mit dem Wandel der Beschäftigungssituation und der Flexibilisierung der Arbeitswelt. Nach dem Krieg und vor der Ölkrise hatten noch viele Erwerbspersonen eine Vollzeitstelle. Nach und nach sank ihr Anteil immer mehr, da der moderne Kapitalismus stärker auf eine Flexibilisierung und Individualisierung der Arbeitswelt setzte. Dies ist aber kein historischer Sonderfall, sondern eine natürliche Folge unseres Wirtschaftssystems. Castel bezeichnet Arbeitslosigkeit und prekäre Arbeitsverhältnisse als Konsequenzen des gewandelten Kapitalismus. Die Arbeitnehmer müssen sich immer mehr den Schwankungen des Marktes anpassen, es kommt zu einer Transformation der Arbeitsgesellschaft, in der Sicherheit immer seltener und Prekarität immer normaler wird.

Viele Theoretiker ergänzen diesen, an objektiven Faktoren wie z. B. dem Einkommen ansetzenden Begriff der Prekarität von Castel und Bourdieu jedoch um eine subjektive Dimension. Nicht nur die Art der Beschäftigung, auch die konkrete Form der Tätigkeit ist entscheidend. Denn eine atypische Beschäftigung ist nicht automatisch prekär. Andernfalls fiele auch die gut ausgebildete Informatikerin, die sich aus freiem Wunsch für eine befristete halbe Stelle entschieden hat, um mehr Zeit für Reisen zu haben oder die Mutter, die mit einem Nebenjob ihren voll verdienenden Mann unterstützt, unter diese Kategorie. In beiden Beispielen werden sich die Frauen nicht als prekär empfinden, ziehen sie doch entweder einen Vorteil aus der Flexibilität oder verfügen über ein familiäres Umfeld, das sie stützt.

Im Feuilleton und in der Wissenschaft wurde viel darüber diskutiert, inwiefern sich durch die Veränderungen der modernen Arbeitswelt auch Chancen ergeben. Flexibilisierung kann auch Freiheit bringen. Ein Teil der Generation Y nutzt diese Freiheit und profitiert von ihr. Was passiert aber, wenn immer mehr, vor allem junge Menschen gar nicht mehr die freie Entscheidung haben, ob sie fest oder flexibel beschäftigt sein wollen? Wenn sie diese Unsicherheit mehr und mehr als gegeben hinnehmen, wie etwa im kulturellen und künstlerischen Bereich oder in den Geistes- und Sozialwissenschaften? In den letzten gut zwanzig Jahren hat sich der Anteil befristeter Beschäftigter unter den 25- bis 34-Jährigen mehr als verdoppelt. Das Statistische Bundesamt gibt ihren Anteil gegenwärtig mit 17 Prozent an. Insbesondere unter Akademikern (die deutlich häufiger von Befristung betroffen sind) ist dies jedoch keine Wunschlösung: Nur drei Prozent der Befragten gaben 2011 an, sich bewusst gegen eine Dauerstellung zu entscheiden.

Die Generation Y ist flexibel, individualistisch, will sich selbst verwirklichen und sucht mehr Sinn als Wohlstand – und ist damit perfekt an die prekären Gegebenheiten angepasst! Wer sich niemals einen Porsche leisten können wird, der will ihn vielleicht auch nicht und freut sich darüber, dass er oder sie umweltfreundlich mit dem ÖPNV fährt. Vor allem für jenen Teil dieser Generation, die gerne »Irgendwas-mit-Medien« macht, Philosophie oder Slawistik studiert oder sich als Künstler versteht, wird die Selbstausschöpfung zum permanenten Dauerzustand. Vielleicht erlaubt die Gegenwart denjenigen, die keine MINT-Begabungen aufweisen, gar keine andere Deutung als eine positive. Andernfalls verleugneten wir unsere eigene Zukunft.

WAS, WENN PREKARITÄT ZUM NORMALZUSTAND WIRD?

Die Gefahr, die sich hier ergibt, ist jedoch, dass der Zustand der Prekarität für den angesprochenen Teil der Ypsiloner zum Normalzustand wird. Unter welchen Bedingungen wird Unsicherheit im Beruf überhaupt als etwas Negatives, als prekär wahrgenommen? War Prekarität für die früheren Theoretiker wie Castel oder Bourdieu noch etwas Skandalträchtiges oder wenigstens Kritikwürdiges, gehört sie für die Y-Kohorte zur Normalität. Dabei geht es vor allem um den großen Teil der gut ausgebildeten Akademiker, die auf der Strecke bleiben. Immer wieder werden Studien veröffentlicht, die zeigen sollen, wie die Generation Y die Chefetagen von morgen umkrepeln wird. Aber was ist mit den 95 Prozent, die nicht Chef werden? Das Versprechen dieser Generation gleicht dem des American Dream: Alle träumen ihn, aber empirisch ist er schon lange tot.

Als dringend benötigte Gegenwarts kritik der Arbeitsbedingungen vieler Ypsiloner, die sich mit prekärer Beschäftigung durchschlagen, taugt der Begriff der Prekarität deshalb schon lange nicht mehr. Wie soll sich die Generation Y prekär fühlen, wenn sie doch eigentlich glücklich ist mit ihrem Sinnvollen aber ökonomisch höchst unsicheren Leben, wenn sie doch anstreben, was längst Realität ist? Pierre Bourdieu beschrieb Prekarität als eine neuartige Herrschaftsform, die auf einem allgemeinen Dauerzustand der Unsicherheit fußt und das Ziel verfolgt, die Arbeitnehmer zur Hinnahme ihrer Ausbeutung zu zwingen. Dafür verwendet er den Begriff der Flexploitation, der flexiblen Ausbeutung. Es scheint, als hätte er die Generation Y schon damals – als sie noch buchstäblich in den Kinderschuhen steckte – ganz gut durchschaut.

Wir Millennials haben die Flexibilisierungs- und Mobilisierungs-Anforderungen des modernen Kapitalismus so sehr internalisiert, dass Disziplinierungsmaßnahmen wie die Prekarisierung der Normalarbeitsverhältnisse kaum mehr benötigt werden. Der Kampf zwischen Freiheit und Sicherheit ist offensichtlich längst entschieden. Alles was die Generation Y braucht, ist ein bisschen »Sinn« in der Arbeit oder wenigstens das Gefühl, es wäre so. Wir benötigen neue Begriffe, um Ungerechtigkeit und soziale Ungleichheit im Arbeitsleben anzuprangern.

Vielleicht bedarf es eines neuen Selbstbewusstseins bei der Generation Y, auch mal bei einem Praktikum ein höheres Gehalt einzufordern. Vielleicht müssen wir als politische Generation uns Gedanken über das Fortbestehen des Sozialstaates machen. Und vielleicht müssen wir uns auch einfach eingestehen, dass wir uns an das prekäre Leben gewöhnt haben und die ideellen Vorteile mehr schätzen als die materiellen Nachteile. Abschließende Antworten kann es hier nicht geben. Nachdenken sollten wir aber, andernfalls fällt uns unser Postmaterialismus spätestens beim Renteneintritt auf die eigenen Füße. ♦

Imre Balzer studierte Sozialwissenschaften in Berlin und arbeitet als Journalist. Als Kind wollte er Schriftsteller werden und begann deshalb schon im Alter von elf Jahren mit der Arbeit an dem Jahrhundertroman »Der Name«. Mehr als zwei Kapitel wurden jedoch nie fertiggestellt. Wenn ihm ein Text wie dieser erklären will, wie »seine« Generation ist, fühlt er sich zunächst immer angegriffen. Meist muss er dann aber zugeben, dass die Charakterisierung auf ihn viel zu gut zutrifft.



DOLCE VITA ACTIVA

Warum nimmt die Erwerbsarbeit so viel Raum ein und wann haben wir endlich mal wieder Zeit, politisch zu sein? 1958 stellte sich Hannah Arendt diese Frage und war damit ihrer Zeit weit voraus. Eine Sache hat sie dabei aber vergessen.

TEXT AGNES WANKMÜLLER
ILLUSTRATION NICOLAS LAWIN

Für viele Menschen steht die Erwerbsarbeit an erster Stelle im Leben. Kein Wunder, leben wir doch in einer Gesellschaft, in der eben nicht der passive Sozialhilfeempfänger, sondern der aktive Arbeitsmarktteilnehmer als erstrebenswertes Ideal gilt. Effektiv und leistungsstark sollen wir sein. Dabei sichert ein geregeltes Einkommen heute immer seltener die eigene Existenz, geschweige denn gesellschaftliche Teilhabe. Grund genug, sich Hannah Arendts Begriff der Vita Activa – des tätigen Lebens – und die heutige Bedeutung von Arbeit noch mal genauer anzuschauen. Und leise nachzufragen, wann wir uns auch mal wieder eine Ruhepause gönnen dürfen.

ALLES IST ARBEIT

Arbeiten, Herstellen und Handeln: Mit diesen drei Grundtätigkeiten definiert Arendt den antiken Begriff der Vita Activa. Was wir heute unter Arbeit verstehen, hat damit aber so gut wie nichts mehr gemein. In der Vita Activa bedeutet Arbeiten das Verrichten von Tätigkeiten, die auf die Erhaltung des alltäglichen Lebens zielen, also Putzen, Kochen und die Felder bestellen. Herstellen hingegen meint Tätigkeiten, die ein Produkt erschaffen. Handeln ist das dritte und wichtigste Element. Es bedeutet, in der Gemeinschaft politische Entscheidungen zu treffen, um gemeinsam neue Bedingungen für das Zusammenleben zu formen. Das ist politische Freiheit.

Hannah Arendt stellte 1958 eine Veränderung dieses Begriffs des tätigen Lebens seit der Antike fest. Ihre Kritik: In modernen Arbeitsgesellschaften bleibt der Prozess des Herstellens auf den Vorgang der industriellen Produktion beschränkt. Der Herstellungsprozess wird wichtiger als das Produkt, das ist bloß noch auswechselbare Nebenerscheinung. Daraus ergibt sich ein Primat der Nützlichkeit und der Produktivität. Gut und richtig ist das, was die Produktion und die Verbrauchszahlen steigert. Für Punkt drei, das politische und gesellschaftliche Handeln, bleibt da kein Platz mehr.

Arendt befürchtet daher, dass wir alle zu völlig austauschbaren ›Jobholdern‹ werden, die nur noch automatisch arbeiten und deren einzige individuelle Entscheidung darin besteht, sich als Individuum aufzugeben und zu betäuben, um besser zu funktionieren. Ein Herstellen, in dem Individualität und Nachdenklichkeit nicht als störend gilt, bleibt dann einer kleinen Gruppe von Künstlern vorbehalten, deren Arbeiten sich dem Erfahrungshorizont der meisten Menschen entziehen.

So schlimm scheint es nicht gekommen zu sein: Heute umfasst unser Arbeitsbegriff das gesamte Spektrum von Erwerbs- und Berufstätigkeit, einschließlich Tätigkeiten in Bereichen wie Kunst, Politik und Wissenschaft. Und Arendt selbst stellt dabei die Tendenz fest, alles menschliche Tun als Lohnarbeit zu verstehen. Die positive Konsequenz dessen ist die gesellschaftliche Anerkennung durch eine Entlohnung: Arbeit gilt nun nicht mehr nur als Notwendigkeit des menschlichen Lebens, sondern als Praxis menschlicher Freiheit und als Quelle von Reichtum und Selbstverwirklichung. ►

Hannah Arendt, eigentlich Johanna Arendt, wurde 1906 in Lind (heute ein Teil von Hannover) als Tochter einer deutsch-jüdischen Ingenieursfamilie geboren.

Sie studierte bei Heidegger, Husserl und Jaspers Philosophie, bevor sie in Berlin und Paris für jüdische Hilfsorganisationen arbeitete und 1933 aus Deutschland flüchtete. Mit dem Werk Vita Activa legte sie 1958 ihre Theorie politischen Handelns vor. 1961 erregte sie Aufsehen durch ihre Berichterstattung über den Eichmann-Prozess, in der sie den SS-Mann nicht als Bestie, sondern als gedankenlosen, grauen Bürokraten darstellte. Arendt arbeitete als Professorin an der New School for Social Research in New York und an der Universität von Chicago. Sie starb 1975 in New York.

DU MUSST DEINE PERSÖNLICHKEIT VERKAUFEN

Individualität als Prinzip der Produktion und des Konsums erlebt heute eine nie gekannte Wertschätzung. Kreativität und Persönlichkeit sind selbst zu Produktionsmitteln und zu Mitteln der Selbstvermarktung der eigenen Arbeitskraft geworden. In bestimmten Berufsgruppen wird der Arbeitsalltag keineswegs als entfremdet, sondern vielmehr als Feld der Selbstentfaltung und Selbstidentifikation wahrgenommen. Kreative und komplexe Arbeit in Projekt-Teams, vielleicht sogar mit ein bisschen Einfluss auf die Form und den Inhalt des Produkts, das ist etwas anderes als gleichförmiges, bis ins letzte Detail vorgegebenes Arbeiten am Fließband.

Unklar ist allerdings, ob das generell ein Zugewinn von Freiheit ist oder ob mit dieser Form von Individualität nicht eher neue Zumutungen entstehen. Arbeitende sind plötzlich dazu gezwungen, ein Selbstverhältnis auszubilden, das auf dem Arbeitsmarkt besonders gut einsetzbar ist. Gleichzeitig bleibt ihr Arbeitsalltag meist fremdbestimmt und nur formal individuell.

Einerseits haben wir also die neuen, vermeintlich individualisierten Jobs, die die Industriearbeit verdrängen. Auf der anderen Seite haben wir aber immer noch jene Jobs, die trotz ihrer großen praktischen Relevanz für die Gesellschaft gering entlohnt werden und die nur mäßige Anerkennung einfahren. Menschen, die im Pflege- und Reinigungsbereich arbeiten, können davon ein Lied singen. Ihrem Arbeitsbereich ist die Aufwertung, die dem kreativen Herstellen zu teil geworden ist, verwehrt geblieben. Beschäftigte in diesen Sektoren können durch ihre Erwerbsarbeit immer weniger ihre Existenz sichern, während sie im Job immer mehr Tätigkeiten übernehmen müssen. Klar dass hier keine Glorifizierung, sondern eine Entwertung zu sehen ist, obwohl gerade die sogenannte Care-Arbeit als Dienstleistung der Zukunft gilt.

Ob wir in unserer Arbeit individuelle Freiheit und Sinn erfahren, hängt heute also stark davon ab, welchem Job wir unter welchen Bedingungen nachgehen. Und auch wie wir nach unseren Jobs suchen. Denn unter dem Wettbewerbsdruck bei der Jobvergabe neigen wir dazu, mehr und mehr an uns selbst zu arbeiten. Wenn wir uns in unserer Freizeit weiterbilden, Sport machen, unseren Lebenslauf tunen oder uns auf eine andere Art und Weise rentabler machen, dann gehorchen wir auch in unserem Privatleben dem Leistungsprinzip der Arbeitswelt. Als Jobholder sind wir damit auf Matrix-Niveau angekommen: Arbeit und Konsum sind Sinn und Betätigungsmittel zugleich. Sie lassen uns weiter funktionieren und erscheinen uns am Ende sogar als die erstrebenswerte Freiheit selbst.

REVOLUTION UND HÄKELN

Eines aber sollten wir bei diesem Verwirrspiel nicht vergessen: In der Antike war das ruhige Leben immer wichtiger, hatte einen höheren Stellenwert als das tätige Leben. In der Neuzeit hat sich dieses Verhältnis umgekehrt, den Vorzug erhielt das tätige Leben. Aber was bleibt vom Leben nach der Arbeit übrig? Wir leben in einer Kultur, die dazu neigt, ein Lob auf das ständige Aktivsein zu singen. Neben allen Fremd- und Selbstansprüchen, mit denen eine Existenz in unserer Gesellschaft verbunden ist, bilden sich auch vermehrt Bedürfnisse nach Ruhe. Und bei all dem Gedöns der Verantwortung und Belastung haben wir vielleicht zu Recht keine Lust mehr auf Aktivität und Handeln.

Das Bedürfnis nach Ruhe und Abkehr von den dringenden Angelegenheiten der Gesellschaft und

des Erwerbslebens zeigt sich im Aufkommen einer neuen, apolitischen Kuschelkultur in verschiedenen Altersgruppen der Bevölkerung. Diese praktizieren einen mehr oder weniger konsequenten Rückzug aus dem Aktivitätszwang und der ständigen Überforderung durch die Arbeits- und Medienwelt. Sie suchen Entschleunigung in Meditation, Handarbeiten oder in Lebensmodellen, die einem Gesellschaftsausstieg gleichen. Wenn Menschen auf diese Art ihre Selbstversenkung jenseits der Gemeinschaft suchen, dann ist das nichts anderes als ein zeitgenössisches Streben nach einer Vita Contemplativa.

Eine solche Haltung zur Welt schlägt sich auch in der Ernüchterung in Bezug auf die Politik unserer Zeit nieder. Jedenfalls versteckt sich in der Hinwendung zum Kontemplativen eine Nüchternheit, wenn es um die Einschätzung des Sinns und der Reichweite politischen Handelns von Bürgern geht, die heute vor allem als Konsumenten und vereinzelte ›Jobholder‹ wahrgenommen werden. Das bewusste Desinteresse an Politik und Arbeitswelt, das in diesem Abwenden von der Welt zum Ausdruck kommt, ist zweifellos ein Ausdruck von Freiheit. Und sollte man es als gutgemeinten Hinweis nehmen, sich mit der Gewichtung von Ruhe und Aktivität auch im eigenen Leben zu befassen.

Durch eine Ablehnung der Politik durch kontemplatives Häkeln ändern sich aber weder die Institutionen des Arbeitsmarktes, noch die globalen Verteilungsverhältnisse – und auch nicht die Entdemokratisierung.

Entweder voll und ganz aktiv oder total gleichgültig und kontemplativ? Keines dieser beiden Extreme bringt uns irgendwie weiter. Einerseits müssen wir einiges an Kram fallen lassen, wenn wir unsere gesellschaftliche Verantwortung im Sinne von politischem Handeln wahrnehmen wollen. Andererseits sollten wir trotzdem bereit sein, ein tätiges Leben zu führen, das sich nicht der Gesellschaft und ihren Konflikten entzieht. Denn nur durch Menschen, die sich der Unruhe der Welt stellen und politisch handelnd aktiv werden, können die Arbeits- und Lebensbedingungen, denen wir ausgesetzt sind, grundlegend verbessert werden. ♦



Hannah Arendt: Vita Activa (2011)

Dagmar Baatz, Clarissa Rudolph,

Ayla Satilmis: Hauptsache Arbeit? (2004)

Die antike Vita Contemplativa bezeichnet das in Betrachtung versunkene, beschauliche Leben, das von der Vita Activa abgegrenzt wird. Die Gewichtung beider Vitas ist letztlich die Frage nach den Bedingungen eines guten, gelungenen Lebens. Vita Contemplativa steht hierbei vor allem für ein freies Leben. Es ist als sinnliches Betrachten auf das Streben nach der Erfahrung des Ewigen ausgerichtet und findet als denkerisches Leben jenseits der Unruhe der Welt und der Notwendigkeiten des alltäglichen Lebens statt.

Agnes Wankmüller ist in der perfekten Situation, um über Tätigkeit zu schreiben. Sie hat gerade eine neue Stelle angetreten, klöppelt an der Planung ihrer Doktorarbeit, mistet nebenher ihren Messie-Haushalt aus und schreibt simultan diesen Artikel. Ansonsten ist sie geistig und politisch momentan in etwa so aktiv wie ein Zombie. Aber mit etwas mehr Arbeitsethos, Selbstverantwortung und Selbstdisziplin lässt sich daran bestimmt etwas ändern. Als Kind wollte sie zunächst Eisläuferin werden, oder »irgendwas mit Kunst« machen. Sie hat dann Politikwissenschaften studiert.

ARBEITSTEILUNG FLUCH UND SEGEN DER MODERNEN ARBEITSWELT

Nee, mach Du mal! Dass wir unsere Arbeit untereinander aufteilen, gilt als ganz normal. Weil wir das allein gar nicht alles »gebacken« kriegen würden. Aber daraus ergibt sich mehr als nur die Frage, wer von uns nun als erster ran soll.

Aktuell gibt es 27.000 verschiedene Berufszeichnungen in Deutschland – vom Aalzüchter bis zur Zytologieassistentin reicht die besagte Statistik der Bundesagentur für Arbeit. Entsprechend schwer fällt es vielen jungen Menschen, sich zu entscheiden, was sie werden wollen. Hinter der Zahl steckt vor allem eins – Arbeitsteilung. Sie gilt als das grundlegende Prinzip der modernen Arbeitswelt und sie ist so selbstverständlich, dass uns nur selten bewusst wird, welche überwältigenden Auswirkungen sie hat. Sie strukturiert unsere Gesellschaft. Nach ihr organisieren wir die Arbeit in den Betrieben. Ihr entsprechend richten wir unsere persönliche Lebensplanung aus.

ARBEITSTEILUNG ALS SPEZIALISIERUNG DER BERUFE

Im aktuellen Wirtschaftslexikon heißt es nüchtern: Arbeitsteilung »ist die Aufteilung von Tätigkeiten bzw. Arbeitsprozessen zwischen Personen, Betrieben und Volkswirtschaften«. Dabei können wir Arbeit nach ganz unterschiedlichen Kriterien aufteilen. Schwere Arbeiten werden anstandshalber eher von den jungen als von alten Menschen übernommen. Mit den Geschlechtern werden bestimmte Berufe stereotypisch verbunden.

Beim Systemtheoretiker Niklas Luhmann ist Arbeitsteilung vor allem eine »funktionale Spezialisierung« der einzelnen Teile, die das ganze System komplexer und leistungsfähiger macht. Das soll heißen, früher hat die Mehrheit der Bevölkerung auf dem Acker geschuftet und nur ein paar wenige durften herrschen, philosophieren und Schönes schaffen – darum war der allgemeine Lebensstandard niedrig und der Fortschritt schleppend. Die Moderne bietet dagegen zahlreiche Bequemlichkeiten, stellt aber auch entsprechend viele Aufgaben. Die Gesellschaft gliedert sich daher in ausdifferenzierte Teilbereiche wie Politik, Wirtschaft, Recht, Religion, »Wissenschaft etc. Auch die Betriebe und Verwaltungen »zerlegen« ihre Arbeitsprozesse in Teilaufgaben und beschäftigen dafür spezialisierte Arbeitskräfte, um im Ganzen effektiver und lukrativer zu sein. Für uns bedeutet das vor allem, dass wir uns irgendwann entscheiden müssen, was wir werden wollen.

GRÜN, GRÜN, GRÜN SIND ALLE MEINE KLEIDER

Zwar ist die Anzahl der klassischen Ausbildungsberufe laut Bundesinstitut für Berufsbildung seit den 1970er Jahren von einst über 600 um fast die Hälfte auf 330 gesunken, aber in den letzten sechs Jahren kamen laut Arbeitsagentur auch rund 3.000 neue Berufsbezeichnungen hinzu. Es sind insbesondere solche großen technologischen Entwicklungen wie die Automatisierung oder Digitalisierung, welche die Spezialisierung der Berufe vorantreiben. Wo früher ein gelernter Schuster reichte, um einen Schuh herzustellen, braucht es heute eine ganze Reihe an Designern, Ingenieuren und Textildachleuten.

Eine klassische Berufsausbildung ist da oft nicht mehr gefragt. Die Zahl der Auszubildenden ist seit Jahren rückläufig, wohingegen die jährlichen Studienanfänger ständig mehr werden – in den letzten 15 Jahren um rund 40 Prozent. Auf 1,4 Millionen Auszubildende kommen heute 2,8 Millionen Studierende. Viele der 18.000 Studienangebote (deren Zahl ebenso rapide steigt) sind zwar nicht unmittelbar berufsbildend, aber der Abschluss einer renommierten Wirtschaftshochschule hilft ungemein, um in eine der Chefetagen zu gelangen.

PECH HAT, WER »UNGELERNT« BLEIBT.

Arbeitsteilung hat auch ihre Schattenseiten. Als ihr schlimmster Auswuchs gilt der sogenannte Taylorismus. Der US-amerikanische Ingenieur Frederick Winslow Taylor (1856–1915) wollte die menschliche Arbeit in der Industrie optimieren. So entwickelte er Anfang des 20. Jahrhunderts das sogenannte Scientific Management (wissenschaftliche Betriebsführung). Die betriebliche Arbeitsteilung wird hier in kleinste Handgriffe zerlegt, die schnell zu erlernen sind und möglichst wenig geistig fordern. Dazu erhält der Arbeiter eindeutige Anweisungen (nach dem Prinzip »one best way«) und die Leistungen werden ständig extern kontrolliert. Taylor war tatsächlich davon überzeugt, dass die Arbeiter in einer völlig geregelten Arbeitswelt zufriedener wären. Doch gerade jene, die mit Stoppuhr und Klemmbrett durch die Fabrikhallen gehen und ständig ihre arbeitenden Kollegen optimieren, müssen nicht selbst an den Maschinen stehen.

Diese völlig übertriebene Arbeitsteilung führt oft dazu, was bereits Marx als »Entfremdete Arbeit« bezeichnete. In den Fabrikhallen verliert der einzelne Arbeiter seine Bedeutung als Individuum, wodurch ihm der persönliche Bezug zu dem Produkt verloren geht, für dessen Fertigung er sich veräußert. Der Mensch entfremdet sich von seiner Tätigkeit und verkommt zum Teil der Maschine. Das gilt bestimmt auch für zahlreiche Bürojobs der Dienstleistungsgesellschaft. Gerade für die kritischen Theoretiker wie Max Horkheimer und Theodor W. Adorno ist die Arbeitsteilung daher bloß ein Instrument der kapitalistischen Herrschaftsordnung: »Die Arbeitsteilung, zu der sich die Herrschaft gesellschaftlich entfaltet, dient dem beherrschten Ganzen zur Selbsterhaltung.« So kann man es sehen.

DER ROTE FADEN

- I. An die Arbeit S. 22
- II. Arbeitsteilung S. 60
- III. Arbeitsplatzmodell Hausfrau S. 104
- IV. Arbeiterlieder

DER MENSCH ENTFREMDET SICH VON SEINER TÄTIGKEIT UND VERKOMMT ZUM TEIL DER MASCHINE.

DU HAST NIE AUSGELERNT

Hoffnungsschimmer und eine Möglichkeit der geistigen Erhellung sehen die meisten trotzdem nicht im Ausstieg aus dem Berufsleben (Wie sollte ihnen das auch gelingen?), sondern in noch mehr Spezialisierung. Im aktuellen Report des Bildungsministeriums zum »Weiterbildungsverhalten in Deutschland« findet sich eine Befragungsstudie von TNS Infratest, wonach im Jahr 2014 mehr als die Hälfte der deutschen Erwerbsfähigen an einer beruflichen Weiterbildung irgendeiner Art teilnahmen (das waren 51 Prozent unter den 18- bis 64-Jährigen). Eine ähnliche Befragung, auch von TNS Infratest durchgeführt, ergab zudem, dass mehr als ein Fünftel der Weiterbildenden ganz und gar beruflich umschulte, die Betreffenden hier also ganz neue Berufe ergreifen wollten. Die Berufswahl ist keine Sackgasse in der Lebensplanung. Denn die Arbeitsteilung bietet unter fairen Bedingungen auch ausreichend Möglichkeiten der persönlichen Entfaltung.

WEITER AUF S. 60

70.000 \$ MINDESTLOHN

Wenn der Chef zu Ihnen sagen würde: »Ach, wissen Sie was? Ich war ein ziemlicher Mistkerl. Wir zahlen Ihnen ab heute das Doppelte und Schwamm drüber!« Ob Ihnen die Arbeit da irgendwie leichter von der Hand ginge?

VON THORE VON SENGEN



Dan Price, Gründer und Geschäftsführer des US-Finanzdienstleisters »Gravity Payments«, steht im Frühjahr 2015 auf dem Quartalsmeeting der Firma vor seinen über hundert Angestellten und verkündet ihnen in ruhigem, sachlichem Tonfall, was diesen wie ein Märchen vorkommen muss: Er wird das Mindestgehalt aller Mitarbeiter seiner Firma sofort auf 50.000 Dollar im Jahr anheben. 60.000 Dollar werden es dann im nächsten Jahr sein und ab 2017 schließlich soll keiner von ihnen mit weniger als 70.000 Dollar Jahresgehalt nach Hause gehen. Er selbst wird sich einstweilen mit genau dieser Summe begnügen: 70.000 Dollar. Bis dahin betrug sein jährliches Salär eine Million. Als Price seine Ansage beendet hat, blickt er in große Augen und offene Münder. Geschocktes Schweigen. Da sich niemand regt, wiederholt er geduldig seine Ankündigung. Immer noch keine Reaktion. Das gesamte Team völlig paralysiert. Endlich, nach einer halben Ewigkeit, stößt der erste, bei dem der Groschen gefallen ist, einen Schrei aus, worauf die ganze Belegschaft in stürmischen Applaus ausbricht und ihren Boss jubelnd feiert.

»Die Leute waren einfach begeistert, glücklich«, erinnert sich Price später in einem CNN-Interview. »Ich hörte: »Jetzt kann ich ein Baby bekommen.« Ich hörte: »Jetzt kann ich aus dem Haus meiner Eltern ausziehen.« Ich hörte: »Jetzt kann ich in der Nähe des Büros wohnen, statt eine Stunde lang zur Arbeit fahren zu müssen.« Für mich war es das Beste, wofür ich je in meinem Leben Geld ausgegeben habe.« Der sympathische Brad-Pitt-Typ mit dem schulterlangen Haar und den lachenden Augen scheint wenig Mühe zu haben, Menschen für sich einzunehmen, auch wenn er sich mit diesem Schritt nicht nur Freunde gemacht hat. Zwei Mitarbeiter verließen »Gravity Payments« wegen der neuen Gehaltspolitik und auch ein paar irritierte Kunden sprangen ab. Aber unterm Strich kein großer Verlust. Der Plan scheint aufzugehen. Das Betriebsklima ist um einiges entspannter geworden und die Firma entwickelt sich gut in einem Markt, der jedes Jahr um die 50 Prozent zulegt.

Die Hausnummer für den opulenten Mindestlohn entnahm Price einer 2010 veröffentlichten Studie des Ökonomen Angus Deaton und des Psychologen Daniel Kahneman. Die beiden Wissenschaftler der Princeton-Universität hatten 450.000 Amerikaner über ihr Einkommen und ihre gefühlte Lebensqualität befragt. Fazit: Bis zu einem Jahresgehalt von 75.000 Dollar gibt es einen klaren Zusammenhang zwischen Einkommen und Wohlbefinden. Die kleinen und großen Sorgen des Alltags treffen einen härter, wenn man weniger verdient. Bis hierhin wenig überraschend. Ab 75.000 Dollar aufwärts aber verschwindet dieser Zusammenhang. Wer so viel oder noch mehr verdient, für den spielt Geld keine Rolle mehr im Hinblick auf das Lebensgefühl. Zwar gäben sich die Menschen nach wie vor der Illusion hin, ihr Leben würde noch angenehmer, wenn sie noch mehr verdienten, die Studie sagt jedoch, dieser das Wohlbefinden tatsächlich steigernde Einfluss eines noch höheren Einkommens ist oberhalb der 75.000-Dollar-Schwelle praktisch nicht mehr vorhanden. Es macht keinen Unterschied mehr, ob man hunderttausend Dollar verdient oder eine Million.

DURCHSCHNITTLICHES EINKOMMEN WELTWEIT

PLATZ	LAND	€/JAHR	€/MONAT	PLATZ	LAND	€/JAHR	€/MONAT
1	Monaco	141.292	11.774	37	Tschechische Republik	13.736	1.145
2	Liechtenstein	102.002	8.500	42	Russland	11.136	928
3	Luxemburg	79.684	6.640	59	China	5.121	427
4	Norwegen	74.342	6.195	74	Syrien	2.846	237
5	Macau	65.443	5.454	85	Vietnam	1.352	113
6	Schweiz	59.719	4.977	92	Bangladesch	623	52
7	Vereinigte Arab. Emirate	50.647	4.221	97	Äthiopien	357	30
8	Australien	49.091	4.091	98	Madagaskar	332	28
9	Dänemark	43.611	3.634	99	Demokr. Republik Kongo	176	15
10	Schweden	42.271	3.523				
18	Deutschland	33.354	2.780				
28	Italien	25.094	2.091				
31	Südkorea	18.308	1.526				

2015, Die offiziellen Zahlen werden von verschiedenen Institutionen wie der Weltbank, Internationalem Währungsfonds oder der OECD jährlich neu berechnet. Die obige Aufstellung errechnet sich daher ausschließlich aus dem Quotienten des Bruttonationaleinkommens und der Einwohnerzahl des Landes.

Was diesen Dan Price nun so besonders sympathisch macht: Er hat seine ganz eigenen Schlüsse daraus gezogen. Er hat nicht nach oben geblickt, sondern nach unten auf die, die weniger haben: »Da ist mir klar geworden, Leute die weniger verdienen, müssen jeden Tag emotional draufzahlen. Und man lebt nur einmal.« Also hat er nicht etwa ein Maximum festgelegt, nach der Devise ›Warum soll ich jemand noch mehr als 75.000 bezahlen, wenn er dadurch ja doch nicht glücklicher wird?‹ Nein, er ist die Sache von der anderen Seite her angegangen: »Mein Team ist sehr leidenschaftlich und ich will nicht, dass sie durch Geldsorgen abgelenkt sind«, erklärt er, »also dachte ich: Wie viel müssen sie mindestens verdienen, um nicht abgelenkt zu sein und sich nur auf ihre Arbeit konzentrieren zu können?« Sicher spricht da vor allem der pragmatische, kalkulierende Geschäftsmann. Aber sein Ansatz steht moralisch doch um einiges über dem landläufigen Standard. Er fragt sich nicht, wie viel er zähneknirschend bezahlen muss, damit seine Mitarbeiter nicht kündigen oder verhungern, sondern wie viel sie brauchen, damit es ihnen gut geht. Das bedeutet, er zeigt etwas, was vielen seines Ranges abgeht: Eine hohe Wertschätzung für die Menschen und ihre Arbeit. Und er weiß, das zehnfache Gehalt macht ihn nicht zehnfach glücklicher. Jeden Dollar, den er sich selbst oben drauf legt, muss er einem wegnehmen, der für ihn arbeitet. Ein Dollar, den er selbst nicht braucht, der aber dem anderen fehlt.

Allerdings eine Einsicht, auf die wohl selbst der fortschrittlich denkende Dan Price nicht von ganz allein gekommen wäre. Seine Geschäftsausrichtung beschreibt er zwar als von Beginn an von Kooperationsgedanken bestimmt, beinahe ein bisschen subversiv und mit seinen Mitarbeitern pflegt er seit je einen Umgang auf Augenhöhe, aber ein Heiliger ist auch er nicht, daraus macht er gar keinen Hehl. Einen wichtigen Augenöffner bekam er 2011. Als es seiner Firma so gut ging wie nie zuvor und Price sich stolz im Erfolg sonnte, sich in der Rolle

des cleveren Geschäftsmannes immer mehr gefiel, war es einer seiner Angestellten, der ihm unverblümt auf den Kopf zu sagte: »Genau genommen machst du das auf meinem Rücken, so wie du mich bezahlst. Du nimmst mir aus der Lohntüte raus, was mir gehört.«

Price reagierte, indem er in den Geschäftsführermodus schaltete und irgendwelche Stereotypen über den Markt und die Wettbewerbssituation herunterleierte, brachte aber damit seinen Mitarbeiter nur noch mehr auf. Schließlich sah sich Price in die Enge getrieben: »Jason«, versuchte er ihn zu besänftigen, »denkst du denn, ich mache das absichtlich?«

Die Antwort kam wie ein Fausthieb: »Absolut! Ich denke, du bescheißt mich mit Vorsatz!«

Der Schlag hatte genau dort getroffen, wo es am meisten weh tun muss, besonders einem, der gern betont, sein Leben auf der Grundlage bestimmter Werte zu leben. Als einen »super schmerzvollen Prozess« bezeichnet Dan Price seine Entwicklung von diesem Tag an. Er, der sich für einen guten und gerechten Chef gehalten hatte, der seinen Angestellten nach eigenen Worten schon immer so viel gezahlt hatte, wie er nur konnte, hatte in dem von Jason ihm vor die Nase gehaltenen Spiegel niemand anders erblickt als den fiesen Geizknochen und Blutsauger Ebenezer Scrooge aus Charles Dickens' Weihnachtsgeschichte.

In den Waschkörben voller Fanpost und Drohbriefe, die Price seit seiner viel beachteten Aktion erhielt, findet sich ein Brief einer sechste Klasse und ihrer Lehrerin aus Irvine, Kalifornien: »Ich habe meinen Kindern beigebracht: Wenn man das Richtige tut, auch wenn es etwas ganz Kleines ist, dann kann man tatsächlich die Welt verändern. Und du hast es uns bewiesen. Auch wenn eine Menge Leute deine Taten kritisieren, möchte ich, dass du weißt: All diese Kinder glauben an das, was du getan hast und sind auf deiner Seite.« ♦

WAS ICH EIGENTLICH SAGEN WOLLTE...

BLA ÜBER DEN MINDESTLOHN

TEXT JOHANNES HEIM

Wie hoch ist eigentlich ein gerechtes Gehalt, oder ein angemessenes? Darf ein Vorstand einer Bank so unendlich viel mehr verdienen als eine Reinigungskraft und wie weit darf und soll der Staat in so etwas eingreifen? Die meisten würden zustimmen, dass, wer arbeitet, davon auch leben können soll. Manch einer wie Adam Smith meinte, dass sich die Löhne Dank der Marktwirtschaft schon irgendwie anpassen werden, denn wer zu wenig zahlt, dem rennen die Arbeiter weg und hin zur Konkurrenz.

Ist es so einfach? Zuerst würde man denken, dass daher ein Thema wie der Mindestlohn typische linke und bürgerliche Positionen gegeneinander in Stellung bringt. Aber auch hier ist – wie so oft – eine Agenda hinter den Positionen, die komplexer sind als sie zuerst scheinen.

»Wir stehen einem gesetzlichen Mindestlohn skeptisch gegenüber. Die Lohnpolitik muss den Tarifparteien vorbehalten bleiben.« sagte im Jahr 2004 IG-Metall Chef Jürgen Peters dem Handelsblatt.

Also eigentlich: »Klar geht es uns um die Rechte der Arbeiter, aber zualererst auch um unsere Machtposition. Sie dachten doch nicht, dass Gewerkschaften eine reine Wohltätigkeitsorganisation sind?« Kann man sich denn auf niemanden mehr verlassen? Roland Koch wettete 2007 als natürlich braver CDU-ler gegen den Mindestlohn mit dem Argument, dass sofort Hunderttausende bis Millionen Arbeitsplätze wegfallen würden. Da kann man sich auch als CDU-Politiker mal gerieren wie ein Arbeiterfreund. Koch wird eher gedacht haben, wie man das wohl den vielen Aktionären erklären soll. Für Hans Werner Sinn (IFO-Chef) spricht, dass er mit konservativer, aber wirtschaftlicher Weitsicht den Wegfall von Arbeitsplätzen durch einen Mindestlohn zeitlich viel später verortet als »Sofort-Weltuntergang«-Populist Koch. Die Ziele eines Wirtschaftsexperten wie Sinn sind vielleicht ehrlich, aber viel mehr als die Arbeitsplätze, kümmert diesen die gesamte Wirtschaftskraft des Landes. Vielleicht geht es dem Land wirtschaftlich etwas besser ohne Mindestlohn, aber wie steht

es um die Einzelschicksale, die von einem Mindestlohn profitieren und die keine eigene Variable in Sinns Gleichungen bekommen? Problematisch und dementsprechend auch der Hauptzankapfel sind die Höhe und eventuelle Ausnahmen. Einerseits will man natürlich, dass nicht jeder Praktikant mit Uniabschluss kostenlos ausgebeutet wird, aber wenn der kleine Friseurladen aufgrund höherer Personalkosten nur noch einen Mitarbeiter beschäftigen kann, ist die Frage schon berechtigt, welche Variante jetzt die bessere ist.

»Wenn der Staat die Löhne festsetzt, ist der nächste Schritt, die Preise festzusetzen. Das ist ähnlich wie in der DDR, bloß halt ohne Mauer.« sagt Dirk Niebel 2007 in einem Gespräch mit n-tv.



Johannes Heim wollte als Kind mal Polizist werden. Später Richtung Abitur erst Arzt, dann Lehrer. Dann studierte er auf einmal Philosoph und Geschichte. Danach hat er dem Lehrerdasein doch eine Chance gegeben, floh daraus nach zwei Jahren und jongliert inzwischen mit Zahlen.

Klar ist, dass man bei der Frage des Mindestlohnes sowohl die wirtschaftliche als auch die soziale Seite im Blick haben muss. Mit etwas Geduld und Verhandlung sollte auch die Höhe und alles weitere so geregelt werden können, dass Andrea Nahles und Christian Lindner ruhig weiter schlafen können. Herr Niebel aber denkt da wohl insgeheim: »Wo kämen wir dahin, wenn ausgerechnet die Wirtschaft noch mehr vom Staat beeinflusst wird. Schlimm genug, dass es hierzulande eine Kündigungsfrist gibt.« Aber der DDR-Vergleich funktioniert immer und nicht jede Regulierung der Wirtschaft birgt unbedingt die Gefahr der Planwirtschaft in sich, nicht einmal drohend am

Horizont. Wie man allorts lesen kann, ist die Arbeitslosigkeit hierzulande niedrig wie lange nicht (2015: 6,4 Prozent und damit die mit Abstand niedrigste seit über zehn Jahren). Auch der Mindestlohn hat also, wenn er denn Arbeitsplätze kostete, offensichtlich bisher keine messbaren Schäden verursacht. Und auch die Gewerkschaften gibt es trotz der Mindestlohnregelung noch. Nicht jede Art von Mindestlohn ist also eine Gefahr für die Wirtschaft, aber vielleicht eine Chance für etwas mehr Wertschätzung von geleisteter Arbeit. ♦

DIE REALE UTOPIE

Moderne Arbeitsverhältnisse halten oft nicht, was sie versprechen. Stattdessen Industrielofts und Tischkicker bei eher mauer Bezahlung. Viele Jobs gleichen zunehmend dem Prinzip IKEA-Regal: Praktisch, berechenbar und von Shanghai bis Schwerin absolut austauschbar. Wer jetzt heult, hat aber noch Reserven, von denen die Jugend in Europas Süden nur träumen kann. Knapp die Hälfte steht seit Jahren ohne Jobs und ohne Perspektive da. Unsere Rubriken DIE REALE DYSTOPIE und DIE REALE UTOPIE präsentieren in dieser Ausgabe die besten Jodler von beiden Seiten des modernen Jammertals.

DIE REALE DYSTOPIE

DIE REALE UTOPIE

HEULT DOCH!

Playlist für die aktive Dystopiepflege:

Julia Friedrichs: Gestatten, Elite. Auf den Spuren der Mächtigen von morgen. (2008)

Urs Widmer: Top Dogs (2011)

Stefan Selke: Schamland: Die Armut mitten unter uns (2015)

Owen Jones: Prolls. Die Dämonisierung der Arbeiterklasse. (2012)

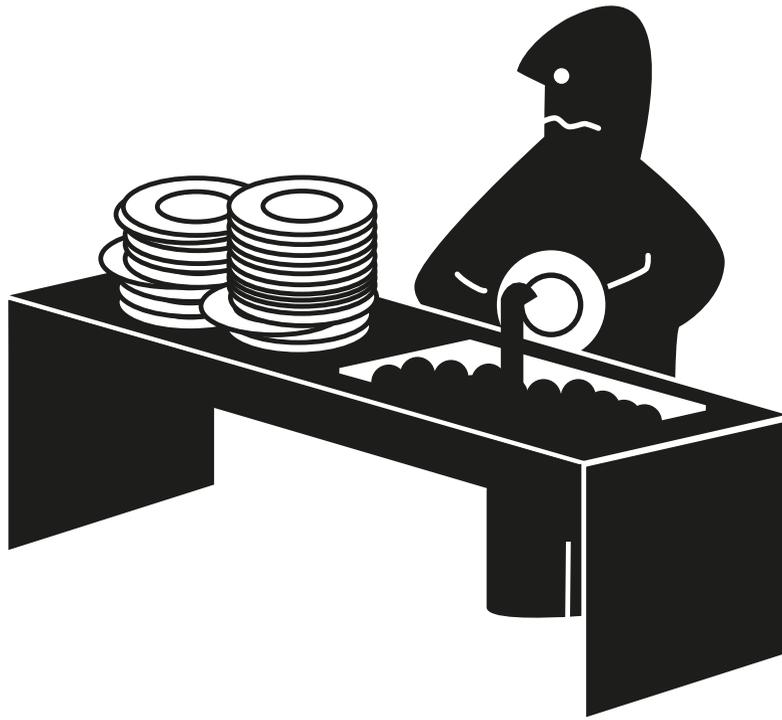
TEXT SYLVIA LUNDSCHIEN
ILLUSTRATION FRANZISKA LEISTE

Es ist zum Weglaufen: Knapp 60 Prozent aller Einwanderer nach Deutschland stammen aus dem südlichen und östlichen Europa. Das Gesamtalter von knapp zwei Drittel aller Migranten liegt dabei unter 40 Jahren. Zu diesem Ergebnis kommt der aktuelle Migrationsbericht des Bundesamts für Migration und Flüchtlinge. Überraschend ist dabei, dass die Mehrheit der EU-Migranten, entgegen den Erwartungen, eher aus Polen, Rumänien und Bulgarien stammt und nicht aus Spanien oder Griechenland, die beide erschreckend hohe Zahlen an Jugendarbeitslosigkeit aufweisen. Dort ist fast jeder Zweite unter 30 Jahren von Arbeitslosigkeit betroffen. Während sich hierzulande die Generation Praktikum noch die Augen ausheult, gibt es in Südeuropa nicht einmal mehr befristete Stellen oder Praktika. Die Gründe dafür sind vielfältig – mal sind es die knallharten Sparmaßnahmen, aber auch landestypische, strukturelle Hemmnisse oder das geringe Ansehen einer Berufsausbildung. Zunehmend macht der Begriff der »verlorenen Generation« die Runde, ein Gesicht erhielt sie in Sebastian Schippers Film »Victoria« von 2015. Die gleichnamige Filmheldin ist eine junge spanische Konzertpianistin, die nach dem Fehlstart ihrer jahrelangen und entbehrungsreichen Ausbildung in einem schicken Café in Berlin-Mitte

kellnert – für vier Euro netto die Stunde. Es ist diese eine Geschichte, die die Geschichten vieler erzählt – von griechischen und portugiesischen Akademikern, die mangels Sprachkenntnissen in irgendwelchen Spülküchen oder an Pizzaöfen versauern. Oft können sie sich nicht vor Ausbeutung schützen, nur wenige Projekte wie Oficina Precaria Berlin beraten in Deutschland Migranten in Landessprache über ihre Rechte am Arbeitsplatz, Scheinselbstständigkeit oder Mindestlohn.

WELCOME TO PONYHOF, POPULATION: ME

Je mehr also mein larmoyanter, arbeitsloser Blick über den Tellerrand schweift, desto mehr begreife ich, dass die Frage »Was will ich eigentlich?« genauso wie Hartz IV purer Luxus sind. Denn ohne diesen zwiespältigen Anker könnte ich weder Wohnung noch Krankenversicherung bezahlen und erhielte auch keine für mich kostenlose berufliche Weiterbildung. Deutschland verfügt außerdem mit sieben Prozent über die niedrigste Jugendarbeitslosenquote EU-weit und als Akademikerin muss ich mir, trotz schleppenden beruflichen Fortschritts, eigentlich keine Sorgen machen. Oder doch? Eine Studie der Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit



und Entwicklung (OECD) gibt an, dass 2015 etwa die Hälfte aller 15- bis 24-Jährigen befristet beschäftigt war. Zudem arbeiteten 2015 laut Bertelsmann-Stiftung 40 Prozent aller Beschäftigten in Deutschland in atypischen Verhältnissen wie Leiharbeit, Teilzeit oder als Praktika und Traineeships kaschierten Vollzeitstellen.

Gewerkschaften sind im jüngeren Alterssegment, trotz aller schreienden Ungerechtigkeiten, erstaunlich unterrepräsentiert. Der Deutsche Gewerkschaftsbund (DGB) und Verdi verlieren zunehmend an Mitgliedern. Von circa 43 Millionen Arbeitnehmern vertritt der DGB nur rund sechs Millionen, zwei Millionen davon sind bei Verdi organisiert. Ist die Jugend einfach gewerkschaftsmüde? Mangelt es den Organisationen an einem attraktiven Konzept? Der britische Historiker und Journalist Owen Jones findet darauf in seinem Buch »Prolls« eine verblüffende Antwort. Im Klima des Neoliberalismus werde suggeriert, es sei »noch Platz nach oben«. Für Aufstiegswillige sei die Mittelschicht der einzig sichere Hafen, den man durch Fleiß und Arbeit erreichen könne. Der ungenannte Preis für diesen Aufstieg wären jedoch gesellschaftliche Entsolidarisierung und eine Entpolitisierung der Arbeitsverhältnisse.

ANSPRUCHSDENKEN IS NOT THE ONLY FRUIT

Für eine Utopie bräuchte es gegenwärtig vor allem Mut und Beharrlichkeit. Wir sollten uns von jenen Zerrbildern verabschieden, die uns aufgedrängt werden und in denen wir uns durchaus gerne selbst sehen, obwohl sie nicht zu uns passen. Wir sollten begreifen, dass wir die Fallhöhe unserer Enttäuschungen manchmal auch selbst aufschütten, dass es manchmal noch viel zu früh ist für einen Neuanfang oder um mit etwas abzuschließen, dass wir mit uns selbst und anderen oft überfordert und ungeduldig sind und dass wir auf das Hier nicht vorbereitet waren. Auch die unzähligen Katechismen der Karriereberater bieten mehr Widerspruch als Unterstützung, denn wenn alles nichts mehr hilft, dann schmeißt ihr eben einfach alles hin. Gebt aber niemals auf! Entscheidet euch endlich! Lasst alle Optionen offen! Denkt in großen Maßstäben! Behaltet die Details im Auge! Schluckt die Pille! Verliert die Nerven! Macht euch nicht so viel Druck! Gebt euch einfach mehr Mühe! Geht raus und kollaboriert! Geht nach Hause und schlaft euch aus! Macht Krach! Hört doch mal zu! Passt euch an! Bleibt euch treu! Unterstützt euch gegenseitig! Bleibt misstrauisch! Heult doch – und zeigt eure Zähne! ♦

DIE REALE DYSTOPIE

JOBS WIE EIN IKEA-REGAL

Playlist für die aktive Dystopiepflege:

**Corinne Maier: Die Entdeckung der Faulheit.
Von der Kunst, bei der Arbeit möglichst wenig zu tun (2005)**

Heike Geißler: Saisonarbeit (2014)

Michael Glawogger: Workingman's Death (2005)

Carmen Losmann: Work Hard – Play Hard (2011)

TEXT SYLVIA LUNDSCHIEN
ILLUSTRATION FRANZISKA LEISTE

*And you think you're so clever and classless and free
But you're still fucking peasants as far as I can see
John Lennon »Working class hero« (1970)*

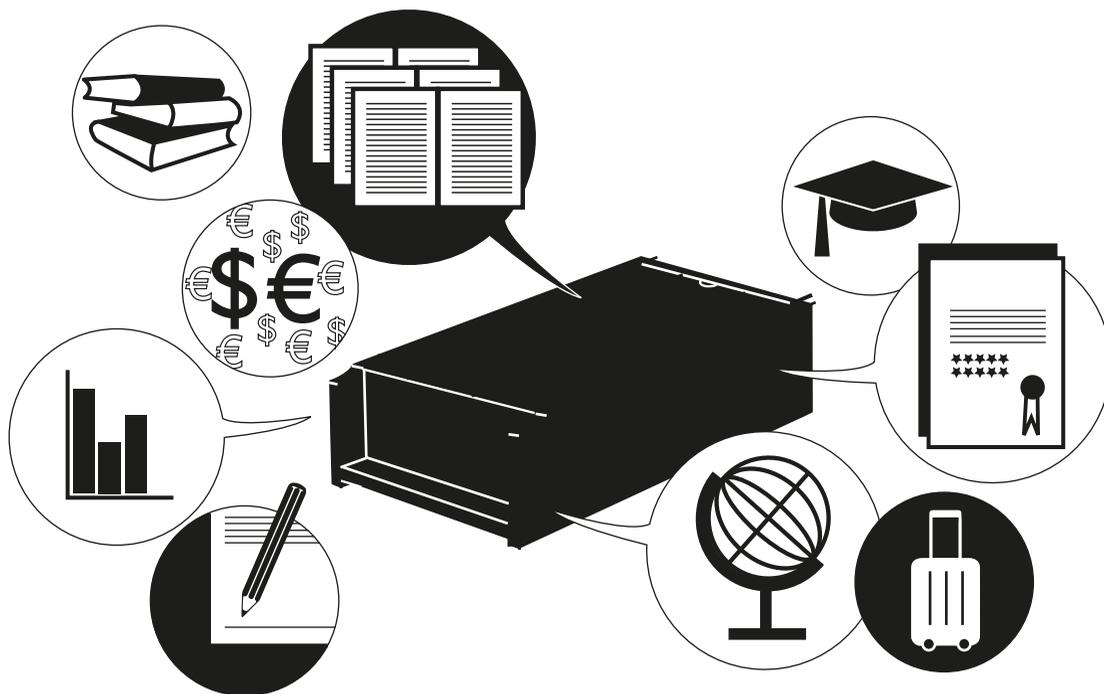
Eigentlich sollte es ja nur noch bergauf gehen: Einsler-Abi, Einsler-Abschlüsse an zwei Unis, Auslandsfahrten, drei Fremdsprachen. Doch seit knapp drei Jahren hänge ich mit wenigen Unterbrechungen in einer Schleife der Arbeitslosigkeit fest, wie Bill Murray in »Und täglich grüßt das Murmeltier«. Seit drei Jahren bestimmt damit auch Hartz IV meinen Alltag – das ist fast so lang wie ein Bachelor Studium. An guten Tagen fühlt sich dieser Bachelor of Hartz lediglich wie eine Fortsetzung meiner Studienzeit an. An schlechten Tagen spüre ich umso mehr jene bizarre Mischung aus Verantwortung, Selbstzweifeln und Unmündigkeit, die das Hartz-System Menschen zwischen die Beine knüppelt.

Um dem zu entkommen, mache ich beinahe täglich einen Ausflug in das Wunderland des großstädtischen Jobmarkts. In den von mir anvisierten Jobs bin ich aber eine Exotin, es gibt keine Menschen wie mich. Stattdessen überall Obstkörbe, Kaffee- und Club-Mate-Flatrates, schicke Dachterrassen und dazu passende Industrielofts. Optional beschnup-

pert mich ein Bürohund, es gibt flache Hierarchien, coole Teamevents, gratis Fitnessstudio und natürlich den unvermeidbaren Tischkicker. Von gerechtem Gehalt, ergonomischen Arbeitsplätzen oder langfristigen Perspektiven liest man aber kaum etwas. In mir kommt dann ein Unbehagen auf: Sind diese Jobs alle geklont? Gibt es da draußen ein Handbuch für frühzeitig verspießte Pseudohipness? Denn diese Jobs sind wie ein Billy-Regal: Praktisch, berechenbar und von Shanghai bis Schwerin absolut austauschbar.

WORK-ZUCKERBROT-BALANCE

Seit ich 19 bin, verdiene ich zu meinem Lebensunterhalt dazu und ich habe schon einige Billy-Jobs hinter mir. Oft war ich ernüchtert, dass hinter der beruflichen Inszenierung doch nur monotone Aufgaben und schlechte Bezahlung standen, ja, sie wohl auch ein bisschen verschleiern sollte. Wir haben aber ein Problem, wenn Arbeit nicht mehr wie Arbeit aussehen soll und sie trotz Vollzeitbeschäftigung nicht genug zum Leben abwirft. Zuletzt zelebrierte dies der Gepäckhersteller Eastpak anschaulich in seinem Video »Core Series Ambassadors«, in dem Arbeit nur noch ein post-fordistischer Lifestyle ist. Hier präsentieren junge und trendy Entrepreneurs nicht nur



ihr kabinentaugliches Rollköfferchen, sondern man schlenkert auf dem Skateboard ins Office, schnibbelt gesunde Salate statt Fast Food, gibt floskelhafte Durchhalte-Statements, kurz, man hat den richtigen Haarschnitt, Hoodie und Habitus. Über Arbeit wird gesprochen wie über ein neues Paar Schuhe, das man bei einer Party vorführt. Gleichzeitig verändern sich auch Arbeitsräume dahingehend, dass immer mehr Zeit am Arbeitsplatz verbracht werden soll. Wer den Feierabend nicht bei Teambuilding, Bratwurst oder Minigolf verbringt, macht sich verdächtig. Besonders jüngere Unternehmer scheinen fast gekränkt, wenn man dieser Vision nicht folgt und arbeitsfreie Zonen fordert. Durch ihren Mangel an Berührung mit dem real existierenden Arbeitsmarkt leuchtet ihnen schlichtweg nicht ein, dass 600 Euro Gehalt für 40 Wochenstunden Arbeit keine »job experience«-sondern Ausbeutung sind.

KATZENTISCH FOREVER?

Teils aus Interesse, teils weil ich meine monatliche Bewerbungsquote erfüllen muss, treibe ich also gewissenhaft meine »Billyfizierung« voran. Mit jedem erneut wiederholtem Textbaustein in meinen vielen fruchtlosen Bewerbungen schleife und beize ich ein wenig mehr von mir ab. Ich habe mittlerweile auf-

gegeben, nach Angeboten im öffentlichen Sektor zu suchen, denn dort spüre ich noch viel stärker den Makel meiner nicht-bürgerlichen Herkunft. Als erste Person in meiner Familie besitze ich zwar einen Studienabschluss, aber bin damit ordentlich an die Wand gesammelt. In meinem Bekanntenkreis aus akademischen Arbeiterkindern – teils mit Migrationsgeschichte – sieht es nicht besser aus. Vielmehr dämmert es den meisten von uns, dass wir verpasste Chancen mit Anfang 30 nicht mehr aufholen werden und dass Aufstieg durch Bildung oder harte Arbeit eine Illusion zu sein scheint. Das Leben hat schon früh für uns gewürfelt und letztlich begriff ich durch Julia Friedrichs Buch »Gestatten, Elite«, dass hinter jeder Tür, zu der ich mich durchkämpfte, doch nur ein Katzentisch steht, den man mir als Festbankett verkauft. Jedes Bröckchen davon käme mir vor wie ein Festschmaus, während die eigentliche Party ganz woanders stattfindet. Die Schere zwischen sozialer Herkunft, Bildung und beruflichem Erfolg klapft wieder sichtbarer auseinander, für das akademische Prekariat bleiben die Billy-Jobs. Was meine Zukunft im Wunderland bringt, weiß ich nicht – ein Anfang wären kein Tischkicker, sondern Herausforderungen, keine Club-Mate-Flatrate sondern eine betriebliche Altersvorsorge und statt Dachterrassen echte Perspektiven. ♦

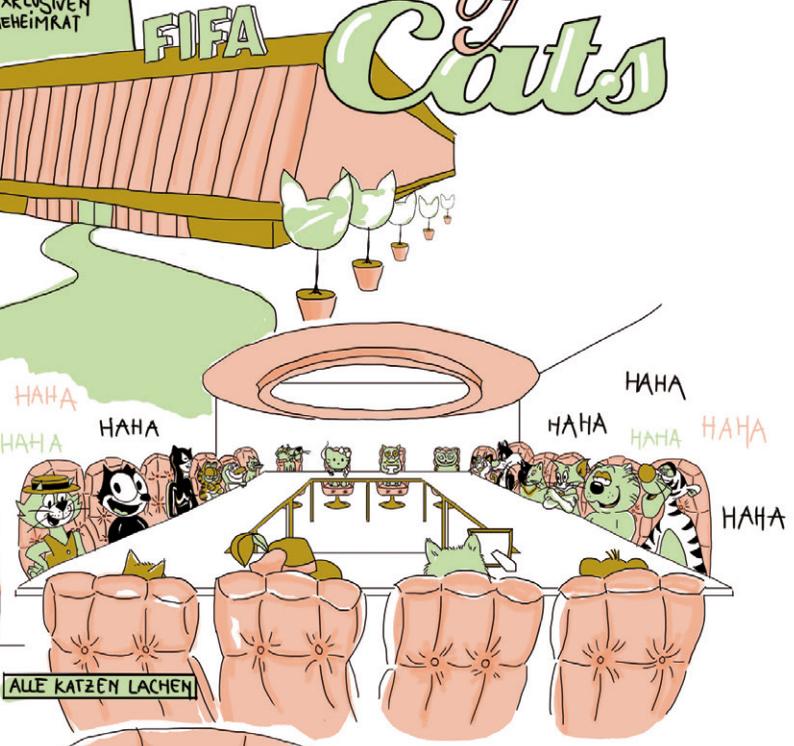
WIR WUSSTEN ES SCHON LANGE:
DIE KATZEN SIND AN DER MACHT.
IM HOUSE OF CATS WERDEN WICHTIGE
POLITISCHE THEMEN BESPROCHEN UND
DANN SUBTIL, ABER SEHR EFFEKTIV,
IN DIE TAT UMGESETZT. KATER DEMOS
WAR ES MÖGLICH DIESE EXKLUSIVEN
AUFNAHMEN AUS DEM GEHEIMRAT
ZU SCHMUGGELN.

House of Cats

ILLUSTRATION PIPA RUDA

AM DONNERSTAG IM HOUSE OF CATS AKA
FIFA HAUPTQUARTIER (FÉDÉRATION
INTERNATIONALE DE FÉLIN
ASSOCIATION)

HEUTIGER
TAGESORDNUNGS-
PUNKT:
ARBEIT DER
MENSCHEN!



SEIT 100 JAHREN
MÜSSEN WIR UNS
UM DIESES THEMA
DOCH NICHT MEHR
KÜMMERN,
GRUMPY...

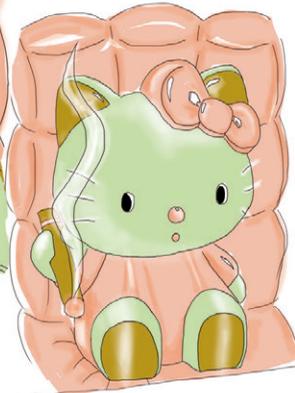


OH DOCH. ERSTENS: DIE MENSCHEN IN
DEN WESTLICHEN LÄNDERN DENKEN JETZT
DARÜBER NACH IMMER WENIGER ZU
ARBEITEN, ERGO SIE WÄREN MEHR ZU
HAUSE UND ZWEITENS HABEN SIE
DANN VIEL MEHR ZEIT NÜTZLICHES ZU
ÜBERLEGEN. DAS WÄRE FÜR UNS GAR
NICHT GUT. AUßERDEM MÜSSEN WIR
UNS UM DIE MAUZER WELTWEIT
BEMÜHEN: MANCHE VON IHNEN
MÜSSEN NOCH HEUTE FÜR
IHR ESSEN
ARBEITEN...

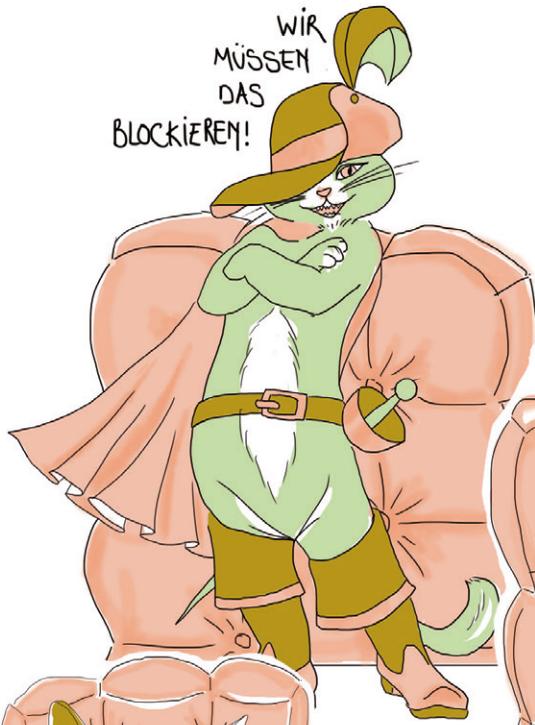
DA GEB ISCH
GRUMPY RESCHT. KARL
IST VIEL MEHR ZU HAUS
ALS FRÜHER. DAS MERVT!
ISCH MUSS JETZT AUCH
IMMER BEI SEINE
BEKLOPPTE
FOTOSHOOTINGS
DABEI SEIN...



STELLT EUCH VOR DIE
WÜRDEN SICH NICHT MEHR
ÜBER ARBEIT UND DEN
DAMIT VERBUNDENEN KONSUM
DEFINIEREN...
... DAS WÜRDEN UNS IN
EINE KATZENKRISE
STÜRZEN.



WIR MÜSSEN DAS BLOCKIEREN!



8GE UND WENIGER ARBEITSZEIT MUSS DIE AUSNAHME BEIBEN, DIE TANZEN UNS SONST AUF DER NASE KUM.



IST DER MENSCH ZU HAUSE, TANZT DIE KATZE NICHT MEHR AUF DEM TISCH, WIE MAN SO SCHÖN SAGT.

GUT. WER IST DAFÜR ALLE ARBEITSREFORMEN, DIE WELTWEIT GEPLANT WERDEN, ZU UNTERWANDERN?



MIAU

MIAU

MIAU

MIAU

MIAU

MIAU

MIAU

MIAU



ALLE PFOTEN GEHEN HOCH

FANTASTISCH! WIR WERDEN DAS GENAU WIE DAMALS IN DER SCHWEIZ, ALS ES UM DIE ENTSCHEIDUNG GING, MEHR URLAUBSTAGE DURCHZusetZEN, ANGEHEN.

DIESMAL STEHT UNS NICHT MAL DIE DIREKTE DEMOKRATIE IM WEG.

EIN KATZENSPIEL!



Ende

maxime pira 16

6 STUNDEN IN GÖTEBORG

In Schwedens zweitgrößter Stadt geht es dem Achtstundentag an den Kragen. In einem Modellversuch kommen ausgewählte Mitarbeiter der Stadt in einen besonderen Genuss: der Sechsstundentag, wohlbemerkt bei vollem Lohnausgleich und unter dem gespannten Blick der internationalen Öffentlichkeit von den USA bis Japan. Kater Demos hat in Göteborg den Mitinitiator und stellvertretenden Bürgermeister Daniel Bernmar getroffen und sich die glücklichen Mitarbeiter aus nächster Nähe angeschaut.

TEXT ALEXANDER SÄNGERLAUB
ILLUSTRATION JANA VAN THIEL



Lena Carlsson ist seit 30 Jahren Altenpflegerin, ein Beruf, den sie mit großer Freude ausübt. Mit dem Sechsstundentag hat sie nun auch wieder die nötige Energie dafür.



Doch zuerst: Der Achtstundentag. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts war er der fromme Wunsch der Arbeiterbewegung. Robert Owen, britischer Sozialreformer und utopischer Sozialist, forderte 1830 den Achtstundentag in Großbritannien mit dem Slogan »8 Stunden arbeiten, 8 Stunden Freizeit und 8 Stunden schlafen«. Ein Drittel sollte es also jeweils sein. Eines für den Chef, eines für die Erholung und eines für einen selbst. In Deutschland wurde er 1918 gesetzlich festgeschrieben. Fast einhundert Jahre später wäre es vielleicht mal an der Zeit, darüber erneut nachzudenken.

Da wäre z. B. die Tatsache, dass es selten bei acht Stunden bleibt. Laut einer Studie der Europäischen Beobachtungsstelle für die Entwicklung der Arbeitsbeziehungen (EurWORK) aus dem Jahr 2014 macht jeder Deutsche durchschnittlich fast drei Überstunden pro Woche. Damit ist Deutschland europäischer Spitzenreiter, was die Diskrepanz zwischen vertraglich geregelter und tatsächlich geleisteter Arbeitszeit betrifft. Bei einem Drittel der deutschen Arbeitnehmer werden die Überstunden dabei nicht einmal bezahlt. In Schweden (bzw. ganz Skandinavien) sieht die Überstundenkultur anders aus: Diese sind dort nämlich in aller Regel verpönt. Pünktlich nach getaner Arbeit seinen Stift fallen zu lassen, ist eine Selbstverständlichkeit. Kein Wunder, dass die Skandinavier im europäischen Vergleich eher wenige Überstunden ansammeln.

Doch auf nach Göteborg. Im Norden der Stadt zwischen Tannenwäldchen und Mehrfamilienhäusern befindet sich das Altenheim »Svartedalens ältrecentrum« auf einem kleinen Hügel. Es ist Mittagszeit. Die Bewohner der zweiten Etage sitzen schon am hübsch gedeckten Esstisch, überall stehen frische Blumen. Eine der Bewohnerinnen winkt mir freudig vom Esstisch aus zu und lächelt. Aus der Küche kommt gerade eine Pflegerin mit einem Tablett mit Erbsen, Köttbullar und Kartoffelstampf. Es ist Lena Carlsson, die hier bereits seit 30 Jahren als Pflegekraft arbeitet. Sie ist zusammen mit 82 anderen Pflegekräften Teil eines von der Stadt initiierten Experiments. Vor über einem Jahr wurde die tägliche Arbeitszeit der Pflegekräfte auf sechs Stunden gesenkt – bei Fortzahlung der gleichen Löhne wie vor der Umstellung. Damit die fehlenden Stunden ausgeglichen werden konnten, hat die Stadt 14 weitere Pflegekräfte angestellt.

Auf die Frage angesprochen, was die Einführung des Sechstundentages verändert hat, strahlt Lena Carlsson: »Das ist ein großer Unterschied zu früher. Ich fühle mich nicht mehr so müde und habe viel mehr Energie. Und die Menschen, die hier leben, merken das auch und profitieren ebenfalls davon.« ►



Daniel Bernmar, stellvertretender Bürgermeister von Göteborg und Mitglied der Vänsterpartiet, quasi die schwedische Linkspartei, hat lange dafür gerungen, dass es diesen Modellversuch gibt. Er nennt das Konzept Work-Time-Innovations. Wir treffen ihn im Göteborger Rathaus zum Gespräch.

KATER DEMOS *Sind Sie überrascht über die internationale Aufmerksamkeit, die dem Experiment zuteil wird?*

DANIEL BERNMAR Wir sind sehr überrascht davon. Sowohl als wir das Experiment gestartet haben, als auch jetzt nach einem Jahr gab es sehr viel Berichterstattung: Aus den USA, Großbritannien, ja sogar aus Japan und Taiwan. Wir sind verblüfft, freuen uns aber auch.

KD *Was glauben Sie, ist der Grund dafür? Es ist ja auch nicht das erste Experiment dieser Art, geschweige denn ein neues Konzept. Schon in den 90ern gab es erste Versuche mit dem Sechsstundentag in Schweden.*

DB Ich denke das Besondere an dem Experiment ist, dass es im Bereich sozialer Fürsorge stattfindet. Das Konzept ist wahrlich nicht neu, ist aber vor allem bisher in der Industrie erprobt, weniger im öffentlichen Sektor. Hier in Göteborg gibt es bei Toyota beispielsweise seit 2002 ebenfalls ein Sechsstundenmodell. Neulich wurde ich nach Öster-

reich eingeladen, um anlässlich der Feierlichkeiten, sofern man es so nennen kann, zum 40-jährigen Jubiläum der 40-Stundenwoche über die 30-Stundenwoche zu sprechen.

KD *Das Experiment startete vor etwa einem Jahr im Svarstedalens äldrecentrum, einem Altenheim. Was waren die Gründe, die Arbeitsstunden für die Belegschaft bei vollem Lohnausgleich auf sechs Stunden zu reduzieren?*

DB Es war eine politische Idee, die wir schon 2010 hatten, obwohl meine Partei schon im Grunde seit der Einführung der 40-Stundenwoche für eine Verringerung der Arbeitszeiten wirbt. Wir glauben daran, dass es nicht immer nur reicht, die Gehälter zu erhöhen. Gerade die Pflege älterer Menschen ist eine ziemlich toughge Angelegenheit, die viel Energie kostet. Hier ein angenehmes Arbeitsumfeld für die Pflegekräfte zu schaffen, war uns ein großes Anliegen.

KD *Warum gerade im Sozialwesen?*

DB Im Sozialwesen haben wir einen großen Anteil arbeitender Frauen und viele von ihnen können auch nicht Vollzeit arbeiten, da sie sich zuhause auch noch um ihre Verwandten kümmern. Der anstrengende Job hinterlässt allerdings bei vielen seine Spuren, sodass eine große Anzahl der Arbeitenden bereits früher in Rente gehen muss,



Daniel Bernmar ist stellvertretender Bürgermeister von Göteborg und Mitinitiator des Sechsstudentages. Seine Utopie wäre eine Übertragung des Modells auf ganz Schweden.

wodurch sie auch noch mit Abschlägen rechnen müssen. Hier war es uns wichtig, eine nachhaltigere und gerechtere Work-Life-Balance zu schaffen.

KD *Die Studie wird wissenschaftlich begleitet. Jetzt nach einem Jahr lässt sich gegebenenfalls schon eine Zwischenbilanz ziehen. Gibt es denn schon erste Ergebnisse und wie sieht es in finanzieller Hinsicht aus?*

DB Ziel ist herauszufinden, welche Auswirkungen der Sechsstudentag auf die vier folgenden Bereiche hat, die wir durch regelmäßige Befragungen messen: das Arbeitsumfeld, die Qualität der geleisteten Pflege, die Veränderungen für den einzelnen Mitarbeiter sowie die wirtschaftlichen Auswirkungen. Was die ersten drei Bereiche betrifft, haben wir durchweg positive Entwicklungen.

KD *Man kann sich gut vorstellen, dass sie jedes Mal umarmt werden, wenn Sie zu Gast im Svartedalens äldrecentum sind.*

DB (lacht) Wir hören auf jeden Fall von den Mitarbeitern, dass sie wieder mit großer Freude zur Arbeit gehen. Auch weil wir ihnen natürlich durch solch ein Experiment signalisieren, dass ihr Job gesellschaftlich

extrem wichtig ist. Die Menschen in der Pflegeeinrichtung profitieren hier ebenfalls maßgeblich mit, da sie spüren wie die Qualität der Pflege durch die Entlastung der Mitarbeiter steigt.

Was die wirtschaftlichen Auswirkungen betrifft, ist dies schwieriger zu beurteilen. Natürlich haben wir erst einmal Kosten, da wir 14 neue Mitarbeiter eingestellt haben, um die fehlenden Stunden zu decken. Diese werden von der Stadt bezahlt. Das hat allerdings auch Arbeitsplätze geschaffen und den Krankenstand der vorhandenen Mitarbeiter drastisch reduziert. Dabei bringt es natürlich nur etwas, wenn man auch das Ökonomische als Ganzes sieht. Von sinkenden Krankenständen und weniger Menschen ohne Arbeit profitieren selbstverständlich auch die Sozialsysteme durch weniger Ausgaben. Diese sind jedoch eine nationale Angelegenheit. Wir als Stadt tragen erst einmal nur die Kosten der höheren Gehälter, ohne direkt von den Kostensenkungen zu profitieren. Auf den ersten Blick heißt das für Göteborg 6 Mio. Schwedische Kronen (etwa 640.000 Euro) mehr Ausgaben pro Jahr für Gehälter. Zieht man aber die eben erwähnten Kosten, die den Sozialsystemen erspart werden, ab, bleiben schätzungsweise nur noch 1–2 Mio. Kronen (ca. 105.000–210.000 Euro) an Kosten. ▶



KD *Aus anderen Studien wissen wir zudem, dass die Produktivität oftmals sogar bei reduzierter Arbeitszeit steigt, da das Wohlbefinden am Arbeitsplatz sowie eine gute Work-Life-Balance erheblichen Einfluss auf die Produktivität bzw. in diesem Fall Qualität der Arbeit haben. Wäre so gesehen der Sechsstudentag nicht auch ein Modell für ganz Schweden, wenn vielleicht auch nicht direkt von heute auf morgen?*

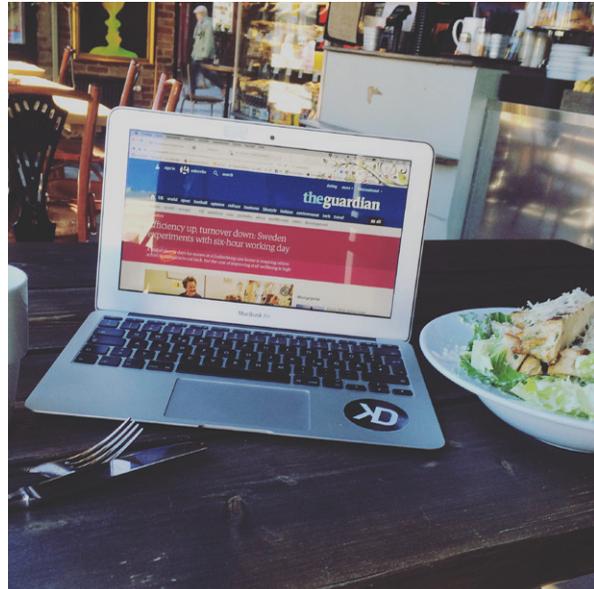
DB Auf lange Sicht auf jeden Fall. Allerdings wären hierfür sehr viele Reformen nötig und leider haben wir aktuell auf nationaler Ebene dafür nicht die nötigen Mehrheiten, die an solchen Reformen interessiert wären. Wichtig ist aber, dass sich die Kosten hierfür nicht nur in Grenzen halten, sondern auch noch langfristige, positive wirtschaftliche Effekte dessen mitberücksichtigt werden müssen, die wir so bei unserem Experiment gar nicht messen können, wie z. B. eine bessere Gesundheit der Mitarbeiter oder ein späteres Renteneintrittsalter. Das sind enorme Einsparungen bei den Sozialkosten, die sich daraus ergeben, vor allem weil wir gerade im öffentlichen Dienst auch krankheitsbedingte Ausfallraten von zehn Prozent haben.

KD *Gab es denn schon Anrufe aus anderen Regionen Schwedens oder gar anderen Ländern, die das Modell übernehmen wollen?*

DB Ja, wir haben mit anderen Provinzen Schwedens bereits über mögliche Projekte gesprochen. Auch dort werden solche Projekte gerade im Gesundheitswesen, wie in Krankenhäusern, initiiert, da diese auch ein Interesse an der Effizienz ihrer Arbeitsprozesse haben. Und das ist das spannende, auch im Fall von Toyota, dass sich durch eine Verringerung der Arbeitszeit die Produktivität allerdings in der Summe sogar erhöhen kann.

Wichtig ist aber vor allem, dass wir die Debatte nicht nur innerhalb Schwedens, sondern möglicherweise sogar weltweit wieder ein wenig anstoßen konnten. Außerdem gibt es auch Übernahmen des Modells in der Privatwirtschaft, aber aus anderen Gründen. So ist es zum Beispiel eine Möglichkeit, an qualifizierte Fachkräfte zu kommen, die in einigen Branchen schwer zu bekommen sind.

KD *Ein bisschen ist es ja schon absurd, dass wir die Debatte erst jetzt führen. Seit den 70ern hat sich die Produktivität eines Arbeiters mehr als verdoppelt, vor allem durch den technologischen Fortschritt und doch gab es, außer in Frankreich, kaum eine Diskussion darum, wer von dem Anstieg der Produktivität letztlich profitiert.*



DB Ja, die Hauptfrage ist wirklich, was machen wir mit der gewonnenen Produktivität und ist es die einfache Vermehrung dieser wert, weiter in nicht nachhaltigen Arbeitsmodellen zu leben? Eine Möglichkeit ist natürlich, die Löhne der Angestellten zu steigern, das passiert aber auch nur im Bestfall, meist sind es die Kapitalgeber und Anteilseigner, deren Reichtum sich durch die Produktivitätssteigerungen extrem erhöht. Was für ein System wollen wir also langfristig haben? Wollen wir eine Gesellschaft, in der sich die Menschen bei ihrer Arbeit gut fühlen – oder eine, die sich nur für die Zahlen, also ihre wirtschaftlichen Leistungen, auf die Schulter klopf?

KD *Wie steht es denn mit ihrer persönlichen Work-Life-Balance?*

DB (lacht). Oh nein, warum kommt diese Frage nur immer wieder auf? Ich habe keine Balance. Gestern habe ich beispielsweise 13 Stunden gearbeitet. Aber das ist nicht schlimm. Ich arbeite ja nicht, das ist mehr eine Art Lifestyle. Jedenfalls habe ich die tolle Chance die Gesellschaft ein wenig zu verändern mit dem, was ich tue. Aber es stimmt schon, meine Mitarbeiter wünschen sich zuweilen, dass ich ein bisschen runterschraube.

KD *Letzte Frage. Wie sieht sie aus, ihre eigene Utopie für die Zukunft der Arbeit? Ist es die Implementation des Sechsstundentages?*

DB Absolut. Meine Utopie ist es, dass jeder in dem was ihn interessiert und wo er nach seinen Möglichkeiten arbeiten kann, einen Job findet. Einen Job mit guter Bezahlung und guter Balance zwischen Arbeitszeit und Freizeit. Denn jeder hat seine persönlichen Fähigkeiten, die er zum Wohle der Gesellschaft nutzen kann. Dafür brauchen wir aber eine zukunftsfähige und nachhaltige Arbeitswelt, denn Arbeit allein ist ja kein Selbstzweck. Wir sollten darüber hinausgehen und die Reduktion der Arbeitszeit wäre hierfür doch schon mal ein guter Anfang.

In Svartedalens ältrecentum geht das Experiment 2016 zu Ende. Lena Carlsson würde sich eine Verlängerung für alle hier sehr wünschen, weiß aber, dass das am Geld und der Politik hängt. Von der Idee, die Arbeitsstunden zu reduzieren, ist sie aber restlos überzeugt: »Man fühlt sich besser und kann dadurch viel besser seinen Job erledigen. Ich würde mir wünschen, dass noch viel mehr Menschen so arbeiten könnten, da einfach jeder davon profitiert.« ♦

WORK! LIFE!! BALANCE!!!

EIN GESCHEITERTER SELBSTVERSUCH

Was in den 80er Jahren die Leistungsgesellschaft war, in den 90ern die Selbstverwirklichung und in den 2000ern der Burn-Out, ist in den 2010ern die Work-Life-Balance. Heute scheint es très chic sich zwischen Arbeit und Freizeit in Balance zu befinden. In einem Selbstversuch habe ich all das einmal ausprobiert und musste feststellen, dass die perfekte Work-Life-Balance harte Arbeit ist.

VON SILVA MODERZINSKI



**»Arbeit ist ein
Sechsbuchstabenwort.«
(Die Liga der
gewöhnlichen Gentlemen)**

Beginnen wir mit der Arbeit! Laut dem Bundesministerium für Arbeit sprechen wir hier bereits von »Arbeit 4.0«. Um herauszufinden, was das genau ist, schaue ich auf der Internetseite arbeitviernull.de vorbei, auf der man sehen kann, was sich das Ministerium so beim Grübeln über die Arbeitswelt von morgen – und auch schon von übermorgen – einfallen lässt. Somit habe ich die Einführung der Dampfmaschine (Arbeiten 1.0), den Beginn der Massenproduktion (Arbeit 2.0) sowie der Globalisierung (Arbeit 3.0) hinter mir gelassen und vernetze mich, wie aus einer Selbstverständlichkeit heraus, einfach und super flexibel von zu Hause aus mit meinen Auftraggebern. Hier gilt es, keine Zeit zu verschwenden, denn in den kurzen, auf der Internetseite zu sehenden Videos erfahre ich, dass ich mich derzeit in der Rushhour meines Lebens befinde. In meinem Homeoffice stelle ich die Weichen für meine zukünftige Arbeitsweise und passe diese im Notfall meinem Lebensentwurf an.

Aber ich habe auch andere hippe Lieblingstrends wie Desk-Sharing und Co-working Spaces für mich entdeckt. Die Arbeitsgesellschaft wandelt sich und ich ziehe mit dem Laptop in der Hand einfach mal ein bisschen mit. Hier und da bin ich »old school« gestimmt und vermisse das gute alte Büro, wo auch einfach ein paar Blumen, etwas Licht und ein wenig Farbe dazu beitragen, meine Freude an der Arbeit wieder zu steigern. In meinem Homeoffice wachsen derzeit – Dank meines schwarzen Daumes – keine Blumen.

Selbstbestimmung wird bei mir groß geschrieben. Arbeit dient nicht mehr nur meinem bloßen Broterwerb und der Selbstverwirklichung. Arbeit soll mir Spaß machen. Als ich in einem Architekturbüro gearbeitet habe, wo es weder Kicker noch Tischtennisplatte gab, war der Spaßfaktor im Keller und ich kurz darauf wieder im Homeoffice.

Doch nicht nur der Spaß soll ganz weit oben stehen, sondern auch meine persönliche Entwicklung im Unternehmen. Wie Super Mario springe ich in jedes Seminar und sammle Sterne für meine persönliche Entwicklung. Alles eine Frage des Zeitmanagements. Dumm nur, dass ich hierfür eigentlich auch drei Super-Mario-Leben bräuchte. Mein Optimierungswahn brennt daher derzeit auf Sparflamme. Authentisch und mit viel Individualität soll es ja bei der Arbeit ans Werk gehen. Schließlich bin ich belastbar, flexibel und immer mobil. Doch leider hat mein Tag nur 24 Stunden. Die ausgewogene Work-Life-Balance stellt sich daher nur sehr schwer ein.

Neben dem Teil Work haben wir nun noch den Teil Life. Doch wer hier denkt, dass es um Entspannung geht, hat weit gefehlt, denn jetzt geht es erst richtig los! Die Optimierung der Freizeit steht an. Meditation, Yoga, Gitarrenunterricht, Nachbarschaftshilfe, Kaffeeklatsch mit Freunden, Theater und Skiurlaub. Und wer nicht weiß, wie er diesen Leistungsdruck managen soll, besuche doch einmal so ein schönes, fünf-stündiges Seminar mit dem Titel »Introduction into Mindfulness« für nur ca. 120 Euro. Dies empfahl mir kürzlich eine 24-jährige dynamische Australierin, die natürlich nebenbei noch Journalistin, Filmmacherin, Kritikerin, Erbauerin von

digitalen Communities, Fotografin und Rundfunksprecherin ist. So ein wunderbarer Workshop soll den Super Marios unserer Zeit beibringen, klar zu denken, Ablenkung zu reduzieren und einen gesunden Lebensstil zu pflegen. Ein wahrer Produktivitätsbooster. Ich fühle mich somit bereit, meine freie Zeit voll auszuschöpfen. Eine sozialere Freizeitbeschäftigung muss her, bei der ich meinen inneren Kern finde. In mir ruhend lasse ich es auf einen Selbstversuch ankommen, um meinen Life-Teil der Work-Life-Balance an den neusten Trends auszurichten. Ich lese schließlich nicht nur aus Jux diverse Lifestyle-Magazine und -Blogs, die mich Entschleunigung und Achtsamkeit lehren. Nein, ich setze die Aufrufe nun um! Ob Bier-Yoga, um Geist und Körper an das Wochenende zu erinnern, was schon wieder viel zu lang her ist, oder eine Runde Food Cutting Party, sprich Karottenschälen als Alltagsmeditation im Szenekochladen am Eck – alles nehme ich mit. Den Zumba-Kurs ertrage ich jedoch bereits nach den ersten sieben Minuten nicht mehr. Das Karottenschälen hingegen wirkt wirklich meditativ. Aber vielleicht liegt das auch am Rotwein, den ich mir großzügig dazu gegönnt habe. Am nächsten Morgen gehe ich dann noch vor der Arbeit zum Yoga. Um sieben Uhr morgens vegetiere ich mit Kater und ganz viel Freude 70 Minuten lang beinahe bewusstlos auf der Yogamatte. Am nächsten Abend lasse ich nichts auf mich kommen und gehe nach getaner Arbeit zu einer Ausstellungseröffnung. Kultur muss sein, denn so will es die Balance. Für mein Kunstverständnis gehören hierzu auch zwei Gläser Wein, denn nur so kann auch ich an der gezeigten Kunst Gefallen finden.

Um den Gegentrend zu unserer 24/7-Lichtgeschwindigkeitsgesellschaft noch deutlicher in mein Leben zu integrieren, gehe ich noch einen Schritt weiter und fliege nach Kolumbien. Wo, wenn nicht im Dschungel, kann ich mehr Achtsamkeit und Naturverbundenheit erfahren, um die Balance von Work und Life besser herstellen zu können. Einmal stillsitzen und atmen, auch wenn das Flugzeug durch ein Unwetter fliegt. Gekonnt will ich jegliche Beeinträchtigung des Seelenfriedens mit einem großen Vorrat Anti-Mückenspray und hohen Gummistiefeln vermeiden. Der Schamane im Urwald weiß dann, wie es geht. Während ich in einer Zeremonie im Dunkeln neben ihm sitze, erklärt er mir, dass alles um mich herum Arbeit ist und ich damit verbunden bin. Ohne Arbeit ginge es nicht. Auch die Verbundenheit mit der Natur sei harte Arbeit. Das war nun eine Weisheit, mit der ich nicht gerechnet hatte. Also doch nichts mit Balance – der Fetisch der Arbeit scheint sogar in die kleinste und hinterste Ecke der Welt vorgedrungen zu sein. Und seitdem bleibe ich einfach zuhause und schäle Karotten – wenn auch nur als Entschuldigung für ein Gläschen Rotwein. ♦

»Das müssen sie haben, die ganze Kraft einer Kultur, nach Feierabend Betäubungsmittelkur.«
(Mediengruppe Telekommander)

Silva Moderzinski studierte Politikwissenschaft und sucht händeringend nach einem Broterwerb, der auch die Miete finanzieren kann. Derweil schreibt sie für Kater Demos über ihre Selbstexperimente. In letzter Zeit sieht man sie jedoch nur grübelnd über ihrem ersten Drehbuch sitzen. Als Kind wollte sie Fee werden, doch als Drehbuchautorin kann sie auch das möglich machen!

ARBEITS- PLATZMODELL HAUSFRAU

»UND WAS MACHEN SIE SO BERUFLICH?«

Die Hausfrau ist eine fast ausgestorbene Spezies. Doch noch bis weit ins vergangene Jahrhundert hinein war das Arbeitsmodell »Hausfrau« in Deutschland Gang und Gäbe. Ein Ratgeber aus dem Jahr 1958, gefunden im Bücherregal der Großmutter, gibt Aufschluss über Rechte, Pflichten, sogenannte Schlüsselgewalt und den Haushalt als Wirtschaftsfaktor.

Du erinnerst dich vielleicht, 2003 lief im Fernsehen zum ersten Mal dieser Vorwerk-Werbespot, in dem sich zwei Frauen auf einer Cocktails-Party unterhalten. »Und was machen sie so beruflich?«, fragt die eine bissig – »Ich führe ein sehr erfolgreiches kleines Familienunternehmen!«, kontert die andere selbstbewusst. Schnitt. Zwischen Frage und Antwort sieht man, was die »Familienunternehmerin«, die eigentlich Hausfrau ist, den lieben langen Tag tut: Frühstück machen, waschen, die Krawatte des Ehemanns richten, bügeln und gleichzeitig telefonieren, Kindergeburtstage managen, staubsaugen.

Der Beruf Hausfrau existiert heute kaum noch; auch 2003 schien der Spot schon etwas aus der Zeit gefallen. Vor einem halben Jahrhundert war das noch anders, wie »Das praktische Haushaltsbuch« von Gertrud Oheim aus Omas Bücherregal beweist: »Ein täglich zu befragender Ratgeber, Gedächtnisstütze und Anleitung zu sein, das ist die Aufgabe, die dieses Buch erfüllen will«, heißt es im Umschlagtext.

Das Buch ist aus der damals beliebten und wirklich jeden Lebensbereich abdeckenden Serie »Praktische Ratgeber« des Bertelsmann Verlags. In Zeiten des aufkeimenden Wirtschaftswunders schossen solche Bücher wie Pilze aus dem Boden. Heute erschließen solche Bücher auf anschauliche und unterhaltsame Weise die Entwicklung vom Mangel der Nachkriegszeit bis hin zum Überfluss der Wirtschaftswunder-Ära. Im »praktischen Haushaltsbuch« gibt Gertrud Oheim auf mehr als 400 Seiten Haushaltstipps und zeigt Kniffe, klärt auf über Rechte und Pflichten.

HAUSFRAUENPFLICHTEN – SEIT JAHRTAUSENDEN GLEICH

Am Anfang heißt es: »Die Frau ist von alters her Pflegerin und Hüterin des Hauses gewesen. Auch in den Zehntausenden von Jahren zurückliegenden Zeiten, als der Mensch noch keinen festen Wohnplatz hatte und unter unvorstellbar harten Bedingungen, von Lebensraum zu Lebensraum ziehend, den Kampf ums Dasein bestehen mußte, hat sie ihre bestimmten hausfraulichen Aufgaben gehabt.« Wie viele Kulturen und Imperien auch kamen und versanken, die Hausfrau ist die Konstante der Weltgeschichte.

So dichtete schon Friedrich Schiller in seiner »Glocke« (1799): »Und drinnen waltet die züchtige Hausfrau, die Mutter der Kinder, und herrscht weise im häuslichen Kreise, und lehret die Mädchen und wehret den Knaben, und reget ohn' Ende die fleißigen Hände, und mehrt den Gewinn mit ordnendem Sinn« und so weiter. Schillers Worte von der nimmermüden Hausfrau hatten im Jahr 1958 noch Geltung.

VON BERUF: HAUSFRAU

Hausfrau war zu dieser Zeit ein Beruf wie jeder andere auch und schloss dabei ein Dutzend Berufe locker mit ein: Köchin, Schneiderin, Erzieherin, Buchhalterin, Gärtnerin. Hausfrau zu sein, erforderte Entscheidungswillen, Konzentration, Organisationstalent und »nicht zuletzt ein imponierendes Maß an körperlicher Kraft«. Statistisch gesehen trage die Hausfrau in 30 Jahren Heimarbeit »etwa 60 Tonnen Waren in ihrer Einholtasche nach Hause« und bewältige Strecken, »die aneinandergereiht, mehrere Male um den Äquator führen würden« – Betonung auf »würden«. Viel von der Welt gesehen haben wahrscheinlich die wenigsten Hausfrauen: Sie verrichteten ihr Werk im Stillen, ganz selbstverständlich, ihre vier Wände als Horizont.

Demn der Haushalt galt damals auch als Wirtschaftsfaktor: Jeder Haushalt war ein »Staat im Kleinen«. Es ging nicht an, zu sagen: »Ach, auf mich kommt's nicht an, ob ich nun gut oder schlecht wirtschaftete, dieses oder jenes kaufe«.

EINKAUFEN, PUTZEN, WASCHEN UND DABEI NOCH ALL DIE RECHTE UND PFLICHTEN IM AUGE BEHALTEN.

Jeder der damals rund 16 Millionen Haushaltungen, die es zum Beispiel 1952 im Bundesgebiet gab, war ein Rädchen im großen Wirtschaftsbetrieb des Staates, auf dessen Funktionieren es wohl ankam. Die größte Verbrauchergruppe, die es überhaupt gab, war die der Hausfrauen. Durch ihre Hände flossen im Jahre 1950 rund 59 Milliarden DM, 1951 66 Milliarden DM, also etwa zwei Drittel des gesamten damaligen Volkseinkommens.

ERLAUBNIS ZUM MILCHHOLEN

Doch trotz all der volkswirtschaftlichen Verantwortung der Hausfrau, war der Ehemann das Haupt der Familie. Vor 1958 konnten Ehemänner ein eventuelles Arbeitsverhältnis ihrer Frau einfach kündigen und ihr sogar noch bis 1977 verbieten, erwerbstätig zu sein. Denn erst in jenem Jahr entfiel im BGB der Paragraf 1356 des Gleichberechtigungsgesetzes: »Die Frau ist berechtigt, erwerbstätig zu sein, soweit dies mit ihren Pflichten in Ehe und Familie vereinbar ist.« Der Mann hatte lange »die letzte Entscheidung in allen Fragen der Haushaltsführung.« Rein theoretisch hätte die Ehefrau ihren Mann erst um Erlaubnis fragen müssen, wenn sie einen Liter Milch oder einen neuen Besen kaufen wollte.

Gertrud Oheim klärt an dieser Stelle auf: »Um hier einen Ausweg zu schaffen, hat das Gesetz die sogenannte ›Schlüsselgewalt‹ der Frau vorgesehen. Sie bedeutet, daß die Ehefrau innerhalb des häuslichen Wirkungskreises die zur Leitung des Haushalts und ordnungsgemäßen Führung nötigen Rechtsgeschäfte, zu denen ja auch der tägliche Einkauf gehört, für Rechnung ihres Ehemannes vornehmen darf und also in dieser Hinsicht sein gesetzlicher Vertreter ist.« Der Ehemann war dennoch nach geltendem Gesetz berechtigt, die Schlüsselgewalt der Ehefrau einzuschränken oder gar aufzuheben, »wenn die Frau sein Einkommen vergeudet.«

DER ROTE FADEN

- I. An die Arbeit S. 22
- II. Arbeitsteilung S. 38
- III. Arbeitsplatzmodell Hausfrau
- IV. Arbeiterlieder S. 104

»AUCH RUHEPAUSEN SIND NÖTIG«

Einkaufen, Putzen, Waschen und dabei noch all die Rechte und Pflichten im Auge behalten – die tägliche Hausarbeit war nicht einfach. Daher gewährt die Autorin des Hausfrauenratgebers der Leserin ein Kapitel »Auch Ruhepausen sind nötig«. Fast betreten beginnt es mit der Frage, ob denn Muße Faulheit sei: »Wie verbreitet ist gerade unter den Hausfrauen die Meinung, daß man es seinem guten Ruf schuldig sei, von früh bis spät zu rackern! Wer bringt es heute noch fertig, mit gutem Gewissen zu faulenzeln und dabei nicht sofort Minderwertigkeitskomplexe zu haben oder das Gefühl, daß nun die gesamte Wirtschaftsstruktur oder zumindest sein Haushalt ins Wanken gerät?«

Gertrud Oheim fordert die Hausfrauen auf: »Habt den Mut, einmal faul zu sein! [...] Dazu bedarf es gar nicht stundenlanger Ruhe, sondern oft nur einiger Minuten, die man flach liegend, die Füße etwas höher als der Kopf, verbringt. Möglichste Entspannung aller Muskeln läßt den Körper vorschriftsmäßig durchbluten und alle Ermüdungsstoffe wegspülen.«

Die Hausfrau solle bloß keine falsche Angst davor haben, dass »Frau Irgendwer sagen könnte: ›Na, die führt vielleicht ein Leben!‹« Man könnte fast meinen, dass diese »Frau Irgendwer« auch noch 2003 im Vorwerk-Werbespot herumgeisterte: »Und was machen sie so beruflich?«



WEITERAUF S. 104



MILCH MÄDCHEN GEHALT

**Drei Monate im Jahr ohne Bezahlung arbeiten? Eher was für Idealisten
oder Manager auf dem Selbstfindungstrip. Oder Frauen. Eine kurze Bestandsaufnahme zu
Equal Pay, Frauenquote und schmutzigem Geschirr.**

TEXT SYLVIA LUNDSCHIEN
FOTOS ME CHUTHAI

Am 19. März 2016 fand der Equal Pay Day statt. Der jährliche Aktionstag macht auf den Gender Pay Gap aufmerksam, denn vom 01. Januar bis zum 19. März arbeiteten erwerbstätige Frauen in Deutschland rechnerisch nicht nur ohne gleiche Bezahlung (»equal pay«), sondern gänzlich ohne Lohn – weil sie Frauen sind oder in »frauentypischen« Berufen wie Altenpflege oder Erziehung arbeiten. Grundsätzlich ist man sich zwar überall einig: gleiche Arbeit bei gleicher Ausbildung sollte gleich bezahlt werden. Doch tatsächlich findet dies nicht statt. Neben der Ost-West-Lohnschere gibt es in Deutschland auch eine geschlechterbedingte Lohnlücke (»gap«). Diese beträgt zwischen sieben bis 22 Prozent¹ und greift besonders stark im Sozial- und Dienstleistungssektor. Hier finden sich besonders viele Arbeitnehmerinnen sowie laut ver.di auch überproportional viele atypische Arbeitsverhältnisse. Deutschland bildet im EU-Vergleich zusammen mit Österreich und Estland in trauriger Regelmäßigkeit der Spitzenreiter in Sachen Lohnlücke.

Das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend benennt vier zentrale Ursachen für den Gender Pay Gap: Dazu gehören die Wahl einer »frauentypischen« Ausbildung bzw. Studiums und unterbrochene Erwerbstätigkeit für Kindererziehung oder pflegebedürftige Angehörige. Auch führen Teilzeitarbeit sowie eine negative Selbsteinschätzung zu Lohn einbußen, Abhängigkeiten und später potentiellen Rentenlücken. Weibliche Führungskräfte verheddern sich wiederum in unflexiblen Arbeitszeitmodellen und gebremsten Aufstiegschancen durch männlich geprägte Unternehmenskulturen: Daher ist Lohngleichheit auch eng mit der Frauenquote² verzahnt. Eine Untersuchung des Statistischen Bundesamtes ergab 2010, dass Lohnlücken auch dann entstehen, wenn Frauen trotz gleicher Qualifikationen nicht die »gläserne Decke« zu den Top-Positionen eines Unternehmens durchbrechen und dadurch langfristig zu wenig verdienen. ►

1

Die unterschiedlichen Prozentangaben errechnen sich aus dem sogenannten unbereinigten und bereinigten Gender Pay Gap. So berücksichtigen jene 22 Prozent nicht nur die Angaben von Vollzeitbeschäftigten, sondern auch die Gehälter von Frauen, die in Teilzeit, als Praktikantin oder in Altersteilzeit tätig sind. Sieben Prozent beträgt der bereinigte Gender Pay Gap, der Frauen im Vergleich zu ihren männlichen Kollegen bei gleicher Ausbildung, Qualifikation und Leistung monatlich auf dem Konto fehlt.

2

Quote und gut? Von wegen. Denn auch bei den Regelungen um Frauenquoten gibt es allein innerhalb der EU viele unterschiedliche Ansätze. Mal betrifft die Quote nur den öffentlichen Dienst, mal staatsnahe Betriebe, mal börsennotierte Unternehmen. Ebenso variieren der Prozentsatz und die Art der Sanktionen bei Nicht-Umsetzung der Frauenquote stark. Eine EU-weite Quote konnte auch aufgrund des deutschen Negativvotums im Dezember 2015 nicht beschlossen werden.



SHE WORKS HARD FOR THE MONEY

Auch Sandra Nigischer vom österreichischen Frauennetzwerk Sorority ärgert sich darüber: »Rund um die Veröffentlichung der Pay Gap-Daten, den Weltfrauentag oder den Equal Pay Day häufen sich plötzlich Podiumsdiskussionen oder mediale Berichte über die Ungleichstellung von Frauen und Männern. Den Rest des Jahres wird dann kaum mehr ernsthaft etwa über die fehlenden Frauen in Führungspositionen debattiert. So aber wird sich nichts bewegen, wir analysieren jedes Jahr im gleichen klagenden Tonfall die gleichen Zahlen, führen dieselben Diskussionen zu denselben Themen.« Nigischer ist Mitbegründerin des feministischen Berufs- und Karrierenetzwerks Sorority, das monatliche Mitgliederveranstaltungen, Workshops sowie Diskussionen anbietet und der Motor hinter dem »Business Riot«-Festival ist, einer Kreativ- und Arbeitsmarktkonferenz für Frauen in Wien. Während es in der österreichischen Privatwirtschaft bisher keine verbindliche Frauenquote gibt, lag laut Bundesfamilienministerium der

Frauenanteil in den Aufsichtsräten deutscher DAX-30-Unternehmen 2015 bei rund 22 Prozent. Angestrebt wird seit 2016 eine Fixquote von 30 Prozent, Ergebnis offen.

Regelrechten Frauenüberschuss gibt es wiederum im Niedriglohnsektor. Beim DGB-Kooperationsprojekt »Was verdient die Frau?« versteht man daher den Mindestlohn als aktuell wirksamstes Mittel zum Gelingen einer selbstbestimmten weiblichen Erwerbsbiografie: »Für Frauen im Niedriglohnbereich ist es fast unmöglich, mit ihrem Einkommen für die eigene Existenzsicherung sorgen zu können. Die Einführung des gesetzlichen Mindestlohns von 8,50 Euro in Deutschland, für den wir lange gekämpft haben, kommt insbesondere Frauen zugute, die bisher mit Dumpinglöhnen abgespeist wurden«, so Projektleiterin Mareike Richter. »Was verdient die Frau?« besteht seit September 2014 und fokussiert sich insbesondere auf die Zeit zwischen Ausbildung und Beruf sowie den Aus- und Wiedereinstieg rund um die Familienphase. Das Projekt verdeutlicht, dass es nicht alleine mit einer Diskussion um faire Löhne getan ist. Vielmehr muss das Thema weibliche Erwerbstätigkeit, aber auch Haushaltsarbeit und Betreuung von Angehörigen wieder als politische Debatte stattfinden.

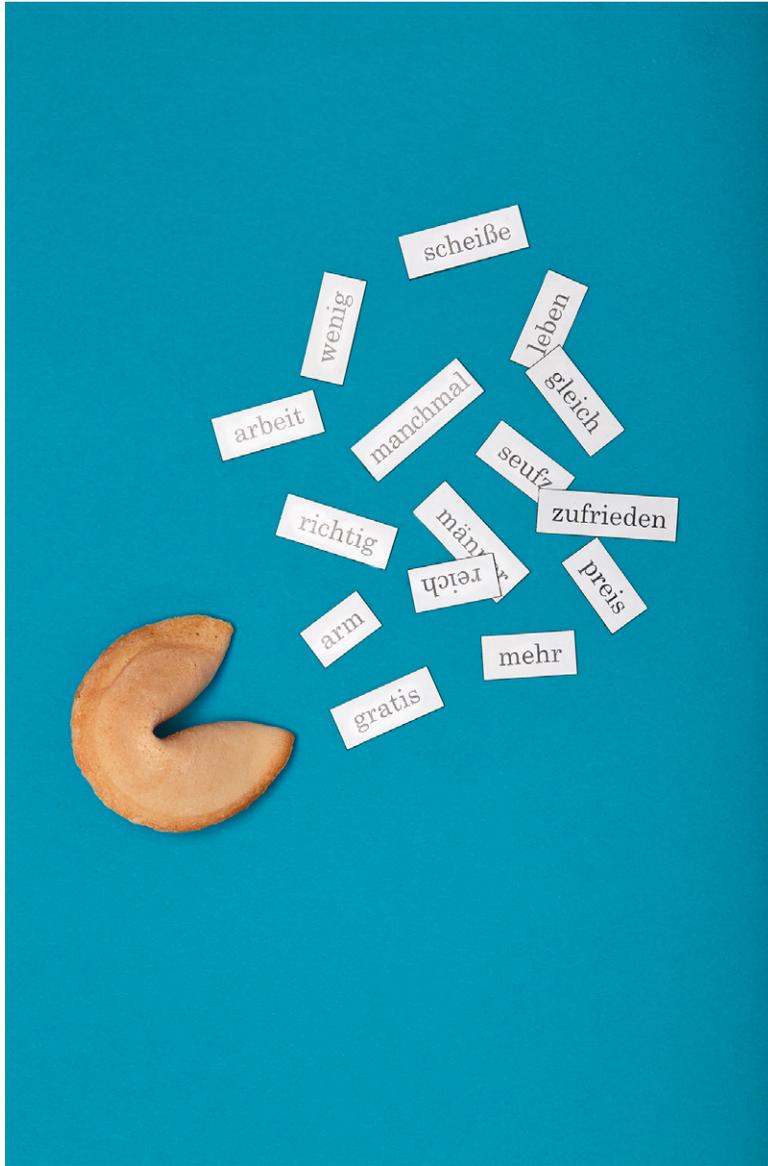
IM LILA HOSENANZUG

Die geschlechterbezogenen Wahrnehmungsmuster auf der Großbaustelle beruflicher Gleichberechtigung sind tief verankert: »Wir wollen, dass sich Geschlechterstereotype verändern und junge Menschen ihre Ausbildung oder ihr Studium entsprechend ihren Fähigkeiten und Neigungen wählen – und dabei weder durch gesellschaftliche Erwartungen noch durch Informationslücken eingeschränkt werden. Dass kann ein männlich dominierter MINT-Beruf sein oder ein frauendominierter Beruf in den Sozial- und Erziehungsdiensten. Die Frage ist doch vielmehr: Wie bewerten wir die Arbeit in diesen Berufen?«, so Anja Weusthoff, zuständig für Frauen- und Gleichstellungspolitik beim DGB. Doch Equal Pay Day und Frauenquote werden dieses Problem nicht alleine lösen, zumal ihre öffentliche Semantik in der Regel um eher gut verdienende weibliche Eliten kreist, die um prestigeträchtige Posten und Gehälter kämpfen. Diese Gruppe ist sehr gut ausgebildet, professionell vernetzt, kann wählerischer bei der Berufswahl sein. Care-Arbeit³ wird hier nicht an Partner oder Verwandte weitergereicht, sondern mit den entsprechenden finanziellen Mitteln extern organisiert. Damit verlagert sich der Zwist um Lohngerechtigkeit jedoch nur von einer gesellschaftlichen Schicht in eine andere, bleibt im Privaten verhaftet und wird dort verhandelt. Der Gender Pay Gap ist daher für Sandra Nigischer auch ein Thema für nicht-erwerbstätige Frauen: »Gerade wenn ich Hausfrau bin, weil ich etwa aufgrund zu weniger Kinderbetreuungsplätze unbezahlte Betreuungsarbeit leiste und Brüche in meiner Erwerbsbiografie hinnehmen muss, macht es nur Sinn, bei Chancengleichheit laut mitzureden.« ▶



3

Care-Arbeit (Fürsorgearbeit) umfasst Tätigkeiten wie z. B. die Betreuung und Förderung von Kindern sowie kranken und alten Menschen. Auch reproduktive Tätigkeiten wie Putzen, Kochen, Waschen und Einkaufen gehören dazu. Ein Großteil der Care-Arbeit ist deckungsgleich mit der alltäglichen Lebensführung, die in der Regel ohne Bezahlung ausgeführt wird. In einigen Fällen wird Care-Work (z. B. bei Erziehern und Altenpflegerinnen) auch als Ausbildungsberuf bezahlt. Care-Arbeit ist unverzichtbar für das individuelle und gesellschaftliche Funktionieren, wird aber oft einseitig als rein weibliche Aufgabe aufgefasst. Nicht selten stemmen in Vollzeit berufstätige Frauen zuhause oft die »zweite Schicht« haushaltsnaher Care-Work.



Sylvia Lundschien wollte als Kind Lehrerin, Schauspielerin oder Malerin werden. Mit Anfang 20 und nach knapp zwei Jahren auf Island stolperte sie über den Tellerrand nach Berlin und studierte Europäische Ethnologie, Russisch und Interkulturelle Kommunikation. Ihren analytischen Blick für Monarchie & Alltag setzt sie heute beruflich im Schreiben und Marketing ein.

DAS BISSCHEN GLEICHHEIT MACHT SICH (NICHT) VON ALLEIN

Bisher fehlen im Portfolio rund um den Gender Pay Gap und berufliche Gleichberechtigung auch die Perspektiven arbeitsloser Frauen. Diese stärker einzubeziehen würde die Debatte bereichern, so dass nicht der Eindruck entsteht, Gleichheit gelte nur für jene, die auch erstmal ordentlich ableisten. Denn die Bertelsmann-Stiftung sowie das Deutsche Institut für Wirtschaftsforschung weisen mit Nachdruck da-

rauf hin, wie sehr schulisch-beruflicher Erfolg und Aufstieg sowie Wohlstand wieder von familiärer Herkunft, Finanzlage und dem frühen Zugang zu einflussreichen Netzwerken abhängig sind. Von falschem Wahlverhalten in Bezug auf Ausbildung oder »typische Frauenberufe« kann daher keine Rede sein. Vielmehr wird gesellschaftlich scheinbar akzeptiert, dass weibliche Arbeit weniger wert sei oder als Care-Arbeit oft überhaupt nicht bezahlt werden muss: »Pflege, Betreuung und frühkindliche Bildung werden vor allem aus Steuermitteln oder Sozialversicherungsbeiträgen finanziert. Die gesellschaftliche Wertschätzung dieser Arbeit muss auch dazu führen, dass sie angemessen bezahlt wird – und damit auch für Männer attraktiver wird«, so Weusthoff vom DGB. Es bräuchte daher ein utopisches Experiment, in dem die Löhne in »frauentypischen Berufen« dermaßen signifikant stiegen, dass diese bei Männern begehrt würden. Das angeblich unüberwindbare Schema der »Frauen- und Männerberufe« hätte sich damit schnell erledigt, denn willkürlich oder gar unbezahlte Arbeit muss es nicht geben – für keines der beiden Geschlechter. ♦



ZU GAST BEI SCHWEINEN



Auf dem Bauernhof suhlen sich die Schweine fröhlich und der Bauer kennt jeden Zentimeter seines Ackers. Stellt man sich wirklich so den heutigen Alltag vor? Die Realität sieht anders aus: Die unaufhaltsame Automatisierung bestimmt heute das Arbeiten im Landwirtschaftsbetrieb.

TEXT CHOLEDA-JASDANY
FOTOS SIMA EBRAHIMI

Früh am Morgen sind wir von Leipzig mit dem Auto Richtung Süden gestartet. Über Markkleeberg und vorbei am Cospudener See, wo man im Sommer gelegentlich vor der Pommestube sitzt und mit einem mulmigen Gefühl auf das Braunkohlekraftwerk in der Ferne schaut. Wir fahren geradewegs auf die mächtigen Kühltürme zu. Dort, wo sie jetzt stehen, standen in den 70ern und 80ern die Schweineställe der Agrarproduktion Elsteraue GmbH und Co. KG, bevor sie zu ihrem heutigen Standort gezogen sind, um dem Kraftwerk Platz zu machen. Auf dem Landwirtschaftsbetrieb angekommen, treffen wir Marc Büchner. Als Diplom-Agraringenieur ist er Geschäftsführer der Agrarproduktion und teilt sich diese Position zu fünfzig Prozent mit seiner Kollegin Kristin. »Wir haben ja die Frauenquote bei

den Führungskräften komplett erfüllt!«, sagt Marc stolz. Marc ist zuständig für den Ackerbau, die Werkstatt und für die Ausbildung. Er plant alle praktischen Arbeiten und verteilt sie auf die sechs Mitarbeiter sowie die zwei Auszubildenden. Er kontrolliert die Erledigung dieser Arbeiten und dokumentiert sie dann im Feldkalender.

Konnte ein Landwirt vor rund 100 Jahren etwa vier Menschen ernähren, sind es heute dank des technischen Fortschritts 144. Der Ertrag pro Hektar Weizen ist im Jahrhundertvergleich etwa viermal so hoch, schreiben die Kollegen der Brand Eins in ihrer Ausgabe zur Automatisierung (07/2015). Dort heißt es weiter: »Laut Landwirtschaftlicher Rentenbank legte die Arbeitsproduktivität der hiesigen Landwirtschaft allein zwischen 1991 bis 2011 um 123 Prozent zu.«



EIN PARADIES FÜR TAUBEN

Am Telefon sagte Marc Büchner zu mir, dass jetzt eigentlich nicht die richtige Zeit sei, einen Landwirtschaftsbetrieb zu besuchen: »Im Sommer laufen die Maschinen auf Hochtouren.«, sagt er. Doch wir kommen trotzdem, um uns von der Arbeit in einem konventionellen Landwirtschaftsbetrieb ein Bild zu machen. Und so sieht es aus, wenn man einen Betrieb zur falschen Zeit besucht: Man kann Schwärme von Tauben auf- und niederfliegen sehen. Sie stürzen sich synchron auf Futterreste und verlorene Körner, die auf dem Hof liegen, dann fliegen sie auf einmal graziös wieder nach oben.

Doch obwohl die Maschinen nicht auf Hochtouren laufen, hat man im März genug zu tun. Die Felder werden

gelockert, umgegraben, bestellt, gedüngt etc. Ab Ende Mai, wenn die so genannte Sauregurkenzeit beginnt, können die Mitarbeiter entspannt in den Sommerurlaub fahren und kommen dann Ende Juni wieder zurück. Bis Ende Oktober wird die Ernte von Getreide, Stroh, Raps und Mais sowie die Aussaat der Winterkulturen betrieben. Von November bis Januar wird im Büro die Dokumentation vorgenommen und werden die Maschinen repariert, gewartet und gepflegt. In der Elsteraue werden auf einer Fläche von ca. 1.800 Hektar verschiedene Getreidesorten, Raps, Mais, Zuckerrüben und Ackerbohnen angebaut und bis zu 14.000 Schweine im Jahr gemästet. Diese Zahlen sind für einen Landwirtschaftsbetrieb von dieser Größe keine Besonderheit mehr. ►

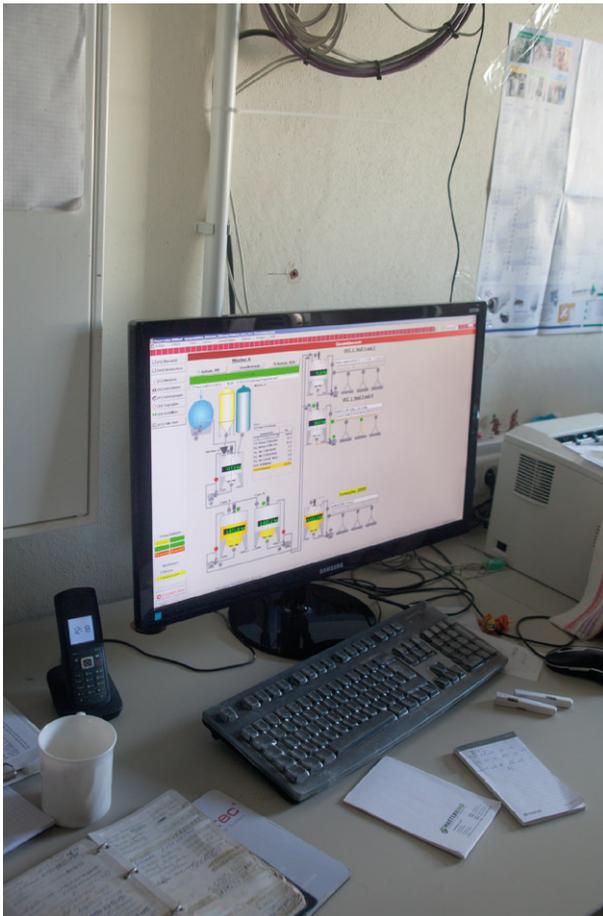


OHNE MASCHINEN GEHT ES NICHT MEHR

Erreichbar ist dies jedoch nur mit den Maschinen. In riesigen Hallen stehen überwiegend Traktoren einer amerikanischen Marke, die auch hierzulande sehr beliebt ist. Sie sind ausgerüstet mit modernen GPS-Geräten und kleinen Monitoren im Fahrerraum. Sensoren werden einmal kalibriert und können dann Dinge messbar machen, die früher schwierig messbar waren, wie der Stickstoffgehalt im Boden. Auf diese Weise kann zum Beispiel relativ einfach und schnell beantwortet werden, wieviel Dünger eine Pflanze braucht. So kann der Fahrer den Überblick über Beschaffenheit und Besonderheiten großer Felder behalten, was einem Bauer früher auf seinem kleinen Feld ohne Hilfe von Sensoren und Messgeräten gelang. Heute gibt es diesen Bauer kaum noch. Der Bauer, der genau weiß, an welchen Stellen das Feld auf mehr oder weniger Dünger angewiesen ist, der dieses Wissen dann an seinen Nachfolger weitergibt, ist ein ausgestorbener Archetypus. Wer jetzt »sein« Feld richtig kennen möchte, der braucht vor allem technisches Know-how. Heute ist das wichtigste Arbeitsgerät nicht mehr die Heugabel, sondern der Computer. Dabei sind viele Prozesse so optimiert, dass man sie sogar bequem vom Bordcomputer aus steuern kann.

»WIR MÜSSEN DIESES LAND ERNÄHREN«

»Hallo, ich bin Henning. Im Büro vor `nem Bildschirm arbeiten? Das ist nichts für mich. Ich will den Himmel über mir und das Feld unter mir, große Maschinen bewegen, was wachsen sehen und auch mit Tieren arbeiten. Ich mach' die Ausbildung zum Landwirt!« So erklingt Henning Günterodts Stimme in einem Werbespot, den man sich auf der Webseite des Betriebs anhören kann. Henning ist einer von zwei Auszubildenden und hat vor seiner Ausbildung Afrikanistik studiert. Obwohl Henning bei seiner Arbeit viel Zeit unter freiem Himmel und auf dem Feld verbringt, beinhaltet seine Arbeit aber auch mehr Zeit am Bildschirm, als erwartet. Auch als Vegetarier muss Henning Kompromisse eingehen: »Wir müssen ja dieses Land ernähren, es hat 80 Millionen«, sagt er. Und als wir dann bei unserer Tour durch den Betrieb vor dem Schweinestall stehen, den wir aus Hygienegründen nicht betreten dürfen, fragen wir uns, warum man in Deutschland so viel Fleisch isst. Dem Atlas der Globalisierung aus dem Jahr 2015 zufolge wurden 2012 weltweit 65 Milliarden Landwirbeltiere für den menschlichen Verzehr geschlachtet. Es herrscht Stille im Stall. In der Schweinemast liegen die Tiere teilweise in kleinen Gruppen herum. Fast sieht es so aus, als kuschelten sie miteinander. Fast. Eins hat uns bemerkt und richtet sich auf, bevor es mit der Schnauze gegen einen Gegenstand schlägt, der an einer Kette herabbaumelt und als Spielzeug dient.



AUTOMATISIERTE FÜTTERUNG

Zusammen mit Marc laufen wir über den Hof, durch Hallen und können uns den Fütterungsprozess der Schweine anschauen. Verwertbare Abfälle wie beispielsweise Kartoffelschalen, Brötchen-, Brezel- und auch Kuchenreste von örtlichen Bäckereien werden vermischt mit eigener Maissilage, Weizen, Gerste und Ackerbohnen. Das Futter der Schweine besteht zu 80 – 85 Prozent aus diesem Gemisch und wird noch ergänzt durch Milchreste von der Molkerei und Soja. Die Fütterung, die Belüftung und Säuberung des Stalls sowie die Gesundheit der Tiere werden genau und mehrmals jeden Tag kontrolliert. Das geschieht genau und mehrmals jeden Tag kontrolliert. Das geschieht vor Ort im Stall und am Rechner, von wo aus man vieles dort steuern kann: Das geht sogar von zuhause. Ohne Automatisierung müssten ständig Menschen den Schweinestall betreten, um ihn zu säubern oder die Tiere zu füttern. Das würde nicht nur für mehr ▶





Stress bei den Tieren sorgen, sondern würde auch die Gefahr von Krankheiten erhöhen. Laut Marc gehe es den Schweinen jetzt besser. Solange sie eben leben. Wenn es in der Landwirtschaft ein grundsätzliches Problem gibt, so meint Marc, dann sei es, dass der Prozess immer weiter optimiert und dabei immer weniger mit dem Verbraucher kommuniziert werde, auf welche Weise dies geschehen würde. Marc bezieht sich hier auf die idyllische Vorstellung, die man von einem Landwirtschaftsbetrieb hat, die sich in der Realität nicht so wiederfindet. Ist der Konsument sich bei seinem täglichen Milchgenuss im Klaren darüber, wie die Milch in die Milchtüte kommt? Dem Situationsbericht 2015/2016 des Deutschen Bauernverbandes nach waren im Jahre 2015 in schätzungsweise 3.500 Milchviehbetrieben Melkroboter im Einsatz.

NEUBEWERTUNG DER ARBEIT?

Es ist nicht das erste Mal, dass automatisierte Arbeitsprozesse weitreichende Folgen haben. Wie Constanze Kurz und Frank Rieger in ihrem Buch »Arbeitsfrei – Eine Entdeckung zu den Maschinen, die uns ersetzen« darlegen, führte die Erfindung der »Cotton Gin« im Jahre 1793 zu einer Marktexplosion in der Textilbranche und zur Expansion der Sklavenhaltergesellschaft. Die Maschine diente dazu, Samen aus geernteter Baumwolle herauszulösen und automatisierte eine vorher »aufwendige, mühsame Handarbeit«. In diesem Fall führte die Automatisierung nicht zu Arbeitslosigkeit, weshalb die beiden Autoren die Leser dazu auffordern, sich zu fragen, welche Auswirkungen die nächsten Technologiewellen haben werden, bevor sie dafür plädieren, Arbeit in Zukunft ganz grundsätzlich neu zu bewerten. ♦



Constanze Kurz & Frank Rieger: Arbeitsfrei
– Eine Entdeckung zu den Maschinen, die uns
ersetzen (2013)

Jeremy Rifkin: Das Ende der Arbeit (1995)

Brand Eins: Arbeiten lassen – Schwerpunkt
Maschinen (07/2015)



DAS BEDINGUNGSLOSE GRUNDEINKOMMEN



TEIL I

**MICHAEL
BOHMEYER**

TEIL II

**EIN JAHR
LANG BGE**

TEIL III

**BACKGROUND
CHECK**



»KEIN GRUNDEINKOMMEN EINZUFÜHREN, WÄRE EIN VOLKS- WIRTSCHAFTLICHES ABENTEUER«

In den zwei Jahren seit ihrer Gründung hat die Initiative »Mein Grundeinkommen« bereits 36 Grundeinkommen ermöglicht. Dazu hat der Verein mehrere Arbeitsplätze geschaffen. Die Idee von Mein Grundeinkommen gibt zahlreichen Menschen eine positive Aussicht auf die zukünftige Arbeitswelt. Kater Demos trifft Michael Bohmeyer, den Gründer der Initiative, in den Kreuzberger Büroräumen. Der Erfolg liegt laut Bohmeyer eindeutig darin, dass jeder bei Mein Grundeinkommen mitmachen kann: »Das ist wie eine Community, die immer größer wird.«

TEXT ROMAN OBST
FOTOS ME CHUTHAI

ZUR PERSON

Michael Bohmeyer ist Gründer und das Gesicht der Initiative »Mein Grundeinkommen«. Zum Gesprächsbeginn schmiert er sich erstmal ein Baguette (Frischkäse und Tomaten) und malt verträumt mit dem Finger ein Herz auf den Tisch. Aber wenn er zum Grundeinkommen befragt wird, schlägt sein Puls schneller. Vor zwei Jahren entschied er sich, als Geschäftsführer seiner erfolgreichen Internetfirma auszusteigen. Seitdem lässt er sich Gewinnanteile auszahlen – monatlich rund 1000 Euro. »Dadurch bezog ich plötzlich selbst eine Art bedingungsloses Grundeinkommen«, wie er erzählt: »und das hat mein Leben krass durcheinander gewürfelt.« Mit einem Mal fühlte er sich kreativer, hatte tausend Ideen und den dringenden Wunsch, diese Erfahrung mit anderen zu teilen. Im Juli 2014 stellte er ein kurzes Video seiner Idee ins Netz. Damit trat er einen Stein los und seitdem rollt Mein Grundeinkommen.



DIE IDEE

Es ist radikal einfach: über Crowdfunding spenden Menschen einen freien Betrag an Mein Grundeinkommen und immer wenn 12.000 Euro zusammen sind, wird ein Grundeinkommen verlost. Alle können bei der Verlosung mitmachen, auch wer nicht gespendet hat. Die Gewinnerin oder der Gewinner bekommt für ein Jahr monatlich 1.000 Euro bedingungsloses Grundeinkommen ausgezahlt, über das sie oder er frei verfügen kann. Die Aktion hat einen Zeitgeist getroffen. Das erste bedingungslose Grundeinkommen war nach 22 Tagen zusammen. Seit

Juli 2014 hat Mein Grundeinkommen 36 Menschen (Stand März 2016) ein finanziell sorgenfreieres Leben ermöglicht. Auf der Community-Website haben bisher über 240.000 Teilnehmende an den Verlosungen teilgenommen. 38.895 Leute haben über 432.000 Euro für Grundeinkommen gespendet. Um den gestiegenen Verwaltungsaufwand zu bewältigen, beschäftigt der Verein mittlerweile zwei Vollzeit- und mehrere Teilzeitanestellte, die über verschiedene Einnahmen finanziert werden.

KATER DEMOS *Wenn Dich jemand ahnungslos fragt, was Ihr bei Mein Grundeinkommen macht, was würdest du antworten?*

MICHAEL BOHMEYER Die Idee des Grundeinkommens verbreiten. Den Diskurs fördern und befeuern.

KD *Du hast einmal gegenüber einer großen deutschen Boulevardzeitung gesagt: »Im bedingungslosen Grundeinkommen schlummert eines der größten Potenziale, unsere Gesellschaft einen Schritt nach vorn zu bringen«. Leider blieb der Satz damals unkommentiert. Was meinst du damit?*

MB Unsere Gesellschaft könnte viel weiter sein, wenn wir Grundeinkommen hätten. Die fehlende politische Entscheidung hält uns auf. Immer wenn Menschen gezwungen werden, zu Dumpinglöhnen zu arbeiten, bremsen das den Fortschritt. Erst wenn die Löhne angemessen hoch sind, lohnt sich Innovation.

KD *Woher nimmst du diese Einsicht?*

MB Ich mach da immer den Blick in die Geschichte. Der Industrialisierung durch die Dampfmaschine ging eine drastische Erhöhung der Lebenshaltungskosten voraus, zumindest überall wo sie die Leibeigenschaft abschafften. Heute gilt ein ähnlicher Zusammenhang für die Digitalisierung und die sinkenden Reallöhne. Das ist der rein ökonomische Fortschritt, den es mit Grundeinkommen geben kann und geben wird.

KD *Viele Menschen fürchten, dass die Technologisierung eben keine Emanzipation bringt, sondern nur weitere Unsicherheiten schafft. Wie würden wir uns mit einem bedingungslosen Grundeinkommen am Arbeitsplatz gegenüberstellen?*

MB Der kulturelle Einfluss wäre noch viel größer. Wir würden überall die kleinen Machtfragen stellen, wenn wir die Freiheit hätten, nein zu sagen. Wir säßen den ganzen Mackern – unseren Chefs, Ehemännern und Vätern – anders gegenüber. Wir würden uns fragen, was wir gut können und was wir eigentlich zur Gesellschaft beitragen wollen, anstatt uns einfach nur am besten abzusichern. Was doch völlig absurd ist.

KD *Aber wer putzt dann noch die öffentlichen Toiletten?*

MB Wie hoch wird wohl der volkswirtschaftliche Schaden sein, wenn wir ein paar Klofrauen etwas mehr Lohn gönnen? Die Frage ist doch, ob wir es wollen. Wahrscheinlich müssten etliche Jobs viel besser bezahlt werden als heute und wenn sie trotzdem niemand machen will, erfinden wir eben etwas, das die Drecksarbeiten für uns erledigt. Aber darum geht es mir ja – um Innovation.

KD *Woher kam dir die Idee zu Mein Grundeinkommen?*

MB Ich hatte früher schon die Vorstellung, ich werde mal Internetmillionär. Dann nehme ich ein paar von den unendlichen Millionen, blättere das Telefonbuch durch und überweise irgendwelchen Leuten so anonym ein Grundeinkommen. Einfach um zu gucken, was passiert.

KD *Das war also schon lange vor dem Ausstieg aus deiner Internetfirma?*

MB Ich hatte 2013 ein weiteres Startup gegründet, in das ich viel Hoffnung setzte. Aber das wurde nix mit den Internetmillionen. Aber da kam mir plötzlich der Gedanke: zum Glück gibt's ja Crowdfunding. ►

KD *Bist du dann bei Mein Grundeinkommen auch ganz unternehmerisch rangegangen?*

MB Nein. Irgendwie war das was anderes. Bei einem Business, hast du ein Ziel – du willst den Umsatz steigern. Vieles ist schon vordefiniert. Ich hatte nun monatelang diese Idee. Aber es gibt keine Website, wo steht, wie verlose ich ein Grundeinkommen. Ich habe ein halbes Jahr gebraucht, bis ich den Mut gefasst hatte, weil ich ja durch die Gewinnanteile aus der Firma abgesichert war. Was ich symbolisch ganz schön finde. Ich habe quasi mein eigenes Grundeinkommen gebraucht, um es anderen ermöglichen zu können. Weil ich gemerkt habe, selbst wenn es nicht klappt, bin ich abgesichert. Ich hatte keine Angst mit meiner Idee zu scheitern.

KD *Über die Community-Website beteiligen sich heute eine viertel Millionen Menschen an dem Projekt. Woran hast du damals gezweifelt?*

MB Ich dachte, warum zum Teufel sollen mir Leute Geld geben, damit andere Leute das geschenkt bekommen? Ich ging selbstverständlich auch noch davon aus, wer gewinnen will, muss auch Geld geben. Man muss ja was leisten, damit man was kriegen kann. Da war die alte Denke noch in meinem Kopf.

KD *Der Reiz an der Idee ist gerade, dass alle bedingungslos teilnehmen können, auch wenn sie nicht spenden.*

MB Ich habe dann bei facebook eine kleine Umfrage gestartet: Wer würde wie viel Euro geben, wenn es die Chance gäbe, davon auch was zu gewinnen...? Da haben vielleicht 100 Leute teilgenommen. Die fanden das cool. Das hat mir Mut gemacht. Aber da haben früh auch Freunde gesagt, mach das nicht, dass man Geld geben muss. Jeder soll gewinnen können, ob man gibt oder nicht – eben bedingungslos. Das war natürlich die Idee.

KD *Du hast in deiner Zeit als Unternehmer vier Startups gegründet, nur eines davon war erfolgreich. Was kannst du Menschen raten, denen für ihre tollen Ideen oft der Mut fehlt?*

MB Ein Netzwerk aus leidenschaftlich begeisterten Menschen bilden. Also rausgehen und erzählen. Ideen, die man nicht erzählt, die werden nix.

KD *Aber gerade davor fürchten sich doch die meisten, ihre Ideen erst allen zu erzählen und dann am Ende wohlmöglich gar zu scheitern.*

MB Wir leben in einer limitierten und regulierten Welt, deswegen haben wir ständig Angst, was falsch

zu machen. Das hemmt uns total. Wenn wir Grundeinkommen hätten, würden die Leute sich vielmehr trauen, was anzufangen. Vielleicht ist das die eine Sache, die ich gelernt habe aus den Startups, dass Scheitern manchmal das Beste ist, was einem passieren kann. Dadurch erfährt man, was man nicht will. Ich bin so wahnsinnig froh, dass einige meiner Ideen nicht funktioniert haben.

KD *Wie war die Resonanz vor zwei Jahren nach deinem Aufruf?*

MB Schon in den ersten Tagen kamen so viele Leute auf mich zu, ob sie helfen können. Auf Konferenzen haben mir Leute Geldscheine in die Hand gedrückt. Total krass. Teilweise haben Leute aus der Crowd die Supportmails beantwortet. Hunderte. Einfach so. Der Erfolg von Mein Grundeinkommen wurde ja auch ein bisschen mit mir gemacht. Ich habe den Impuls reingegeben. Der hat offenbar den Zeitgeist getroffen.

KD *Kannst du uns etwas zu euren Unterstützern sagen – was ist das für ein Menschenschlag?*

MB Ich sollte endlich eine Antwort darauf haben. Wir wissen es nicht so genau. Wir erheben ja keine Daten von den Spendenden. Aber viele hinterlassen Kommentare auf der Website. Da ist es sehr bunt. Junge, hippe Großstädter, die für ein Startup arbeiten. Südwestdeutsche Damen, die sich nun auch gesund mit Bio ernähren. Es gibt die klassenkämpferischen, die sagen, jetzt wollen wir endlich Armut bekämpfen. Dann sind da noch jene Businessleute, die bereits wissen, wie viele Arbeitsplätze die Digitalisierung ersetzen wird.

KD *Immer mehr deutsche IT-Wirtschaftsbosse, wie SAP-Vorstand Bernd Leukert oder Telekom-Chef Timotheus Höttges, kommen nun auf die Idee eines Grundeinkommens.*

MB Ja das ist so ein Trend seit Ende letzten Jahres. Die werden gespürt haben, damit kann man nun rausgehen, ohne sich zu blamieren.

KD *Kommen die auf euch zu mit irgendwelchen Ideen – haben die schon einmal mit euch geredet?*

MB Nein. Man darf nicht vergessen, die haben da auch eigene Interessen. Gerade die Telekom ist im Wettbewerb um kreative Mitarbeitende durchaus innovativ – flexible Arbeitszeiten, Home Office und sowas. Aber es ist ja für diese Unternehmen durchaus attraktiv, wenn sie mehr in Richtung Hire and Fire gehen können.



KD *Viele Sozialdemokraten und Gewerkschafter warnen gegenüber dem Grundeinkommen vor einem solchen neoliberalen Szenario.*

MB Man muss vorsichtig sein, das zu sagen, weil es ja so tief in unseren Köpfen verwurzelt ist mit dem sicheren Arbeitsplatz, aber wären wir alle soweit abgesichert, dass wir jederzeit an der Gesellschaft teilnehmen können, wäre es auch nicht so schlimm, wenn man Arbeitsplätze schneller wechseln könnte. Das kann auch im Interesse der Menschen sein.

KD *Es fällt auf, dass die Stimmen zum Grundeinkommen aus den klassischen Wirtschaftszweigen verhaltener sind. Niedrige Löhne garantieren der deutschen Industrie den Exportweltmeister.*

MB In der Produktion sind auch die Machtfragen ganz andere. Dort ist es immer noch gut, wenn man Menschen dazu zwingt, am Fließband zu stehen. Dort haben sie eher Angst, dass es die Leute nicht mehr zu diesen Löhnen machen, wenn sie nicht mehr müssen.

KD *Wer unterstützt euch gar nicht oder von wem erwartet ihr keine Unterstützung?*

MB Meine Eltern. Ich meine das auch gar nicht böse, sondern eher sinnbildlich. Die haben diesen protestantischen Arbeitsethos verinnerlicht und kein Verständnis dafür, warum irgendwer auch nur einen Brotkrümel bekommen sollte, wenn er sich nicht den Arsch dafür aufreißt. Ich bin denen auch nicht böse. Die sind in einer anderen Zeit groß geworden. Da dachte man noch, wenn die Anderen mehr haben, dann muss es mir schlechter gehen. Weil Ressourcen halt limitiert sind. Das trifft auf unsere Zeit aber nicht mehr so ganz zu. Im Vergleich zur Nachkriegszeit leben wir im Überfluss.

KD *Die meisten politischen Initiativen betreiben klassische Lobbyarbeit. Sie schreiben Eingaben an Politiker, machen Stimmung in der Bevölkerung, sammeln Expertisen und Argumente. Geld verteilen sie dabei eher selten. Wieso habt ihr euch bei Mein Grundeinkommen für diesen direkten Weg der Grundeinkommensinitiative entschieden? ►*

MB Weil das der Kern vom Grundeinkommen ist und weil es meiner politischen Philosophie entspricht. Ich möchte die Gesellschaft nicht durch Moralisierung verändern. Unser Grundeinkommen landet bei den Menschen einfach auf dem Konto. Sie spüren, was es bedeutet, angstfreier arbeiten zu können. Da habe ich noch keinen besseren Ansatz gefunden als Grundeinkommen. Ansonsten machen wir mit der Verlosung eigentlich nichts anderes als Geschichten von Menschen zu produzieren, mit denen man sich identifizieren kann, dass sich die Leute selbst die Frage stellen, was würde ich tun, wenn ich Grundeinkommen hätte.

KD *Ihr steht mit den Leuten nach ihrem Gewinn weiter in Kontakt?*

MB Ja. Wir versuchen sie zu betreuen. Viele sind bereit, relativ ausführlich zu berichten, manchmal auch anonym. Wir haben nun diesen Topf aus Geschichten. Als nächstes wollen wir Leitfadeninterviews entwickeln und dann noch ein bisschen mehr rausholen. Weil die das teilweise auch selber erst im Gespräch erst merken, was mit ihnen passiert ist. Wenn sie abschweifen und bemerken, oh ja stimmt, eigentlich hat sich das auch total verändert.

KD *Die eigentliche Frage, die sich alle stellen, ist doch: Macht es die Menschen fauler?*

MB Also wir können es mit unserem Experiment total widerlegen, dass es irgendwie fauler macht. Fast alle machen einfach weiter, was sie bisher gemacht haben. Aber denen geht es psychisch besser, sie schlafen ruhiger, haben mehr Freude an ihrer Arbeit und sind unbeschwerter.

KD *Probieren sich manche neu aus?*

MB Die Astrid aus Bad Oldesloe, die wollte immer schon Trauerrednerin werden und kann sich das nun finanzieren.

KD *Was könnt ihr aus den Geschichten schon herauslesen, wie stark es das Leben der Menschen beeinflusst?*

MB Einer hat seinen Job gekündigt im Callcenter. Denn er musste davor für sich und seine Freundin sorgen, die noch studiert hat. Mittlerweile haben sich die Rollen getauscht. Die Freundin ist mit dem Studium fertig und nun studiert er Pädagogik. In der Übergangszeit hat ihnen das Grundeinkommen über die Runden geholfen. Obwohl es nur ein Jahr war, konnte ungezwungener über Fragen des Zusammenlebens entschieden werden.

KD *Könnt ihr schon ein vorläufiges Fazit aus den bisherigen Geschichten geben?*

MB Grundeinkommen gibt Spielraum für Veränderungen, den man vorher nicht erahnt hätte.

KD *Gab es in den letzten zwei Jahren einen Punkt, der für eure Entwicklung mitentscheidend war?*

MB Ich saß vor einem Jahr mit dem grandiosen Roger Willemsen in einer Talk-Show beim WDR und wir haben dort eine Live-Verlosung gemacht. Er hat sogar das Glücksrad gedreht. Daraufhin gab es zehntausende Anmeldungen. Wir konnten sehen, die haben bei Google oft gesucht nach Grundgehalt. Grundeinkommen ist für viele Leute ein völlig neues Konzept.

KD *Für viele Menschen klingt der Ruf nach einem bedingungslosen Grundeinkommen nach einem unverantwortlichen Abenteuer?*

MB Ein volkswirtschaftliches Abenteuer wäre es, kein Grundeinkommen zu haben. Ein Großteil der Jobs, die heute sicher geglaubt sind, werden durch Automatisierung einfach verschwinden. Es wird nicht mehr genug bezahlte Arbeit für alle geben. Arbeit und Einkommen müssen also getrennt werden. Ansonsten bricht durch die fehlende Konsumkraft die ganze Wirtschaft zusammen.

KD *Aber du verstehst, dass sich Leute davor fürchten oder wenigstens irritiert reagieren?*

MB Total. Grundeinkommen ist revolutionär. Auf jeden Fall. Aber nicht so klassisch kämpferisch und aggressiv und autoritär. Das Konzept ist vor allem deshalb so geil, weil es sich nicht auf alte links-rechts Reflexe beruft. Aber das verwundert eben auch viele Menschen, denn Arbeit müsse ja auch etwas wert bleiben. Grundeinkommen stellt diese alte Denke in Frage.

KD *Wie sieht für euch die ideale Arbeitsgesellschaft aus?*

MB Diese sinnlose Unterscheidung zwischen privater und öffentlicher Arbeit, von verwertbarer und nichtverwertbarer Arbeit, die wäre mit Grundeinkommen aufgelöst. Weil nichts Anderes ist Gesellschaft doch, als die Summe unserer Tätigkeiten, die wir miteinander haben. Menschen würden einfach tätig sein und leben können. Was wir alles für Potenzial noch nicht nutzen...

KD *Ihr seid in den letzten Jahren stark expandiert. Die ganze Arbeit kann ehrenamtlich und vom Küchentisch aus nicht bewältigt werden. Ihr habt ein Büro, es wurden bezahlte Mitarbeiter eingestellt. Wie finanziert ihr diese Ausgaben?*

MB Wir haben einfach ein Häkchen auf die Website gebaut, mit dem die Leute von jedem Beitrag zum Grundeinkommen 10 Prozent in den Vereinstopf legen können. Das haben sie tausendfach gemacht. Dann haben wir ein jederzeit kündbares Dauersperrmentool eingerichtet, wo Leute uns regelmäßig monatlich unterstützen können. Das sind unsere sogenannten Crowdhörnchen, das sind mittlerweile über 10.000 Menschen. So haben wir relativ schnell über einen Geldbetrag verfügt, mit dem wir arbeiten können.

KD *Welchen Anspruch stellt ihr an eure Professionalität und Nachhaltigkeit als politische Initiative?*

MB Es gibt ja viele politische Kunstgruppen, die irgendwelche geilen Aktionen machen, die richtig knallen, das ist dann für zwei Tage in den Medien und dann ist das wieder weg. Wir wollen nachhaltige, skalierbare Onlinesysteme wie auf mein-grundeinkommen.de schaffen, die ein wirkliches Gegengewicht zum Dreckssystem stellen. Deswegen haben wir auch gesagt, alle die an dem Projekt mitarbeiten, müssen dafür Geld kriegen.

KD *Welche Sorte Arbeitgeber will Mein Grundeinkommen sein?*

Kein Arbeitgeber. Denn hier ist niemand, der Arbeit gibt. Arbeit ist da und kann sich genommen werden. Wir versuchen, hierarchiefrei zu arbeiten. Wir glauben an das Konzept von Heterarchie und an höchste situative Kompetenz. Also dass sich durchaus immer eine Führung ergibt, die aber möglichst nicht an bestimmte Menschen gebunden ist.

KD *Funktioniert das?*

Es funktioniert seit kurzem. Wir führen dafür viele Gespräche miteinander. Wir werden an der Gesellschaft nichts verändern, wenn wir hier im inneren die gleichen Muster reproduzieren, die wir da draußen anklagen – also die hierarchische Arbeitswelt und die Abhängigkeitsverhältnisse.

KD *Wie viele Grundeinkommen wollt Ihr im Jahr realistisch verlosen?*

Wenn es um Realismusfragen geht, bitte nicht an mich! Aber 100 Stück im Jahr sind unser Ziel und das ist machbar. ♦

WER NICHT MUSS, DER KANN: EIN JAHR LANG **BEDINGUNGSLOSES** **GRUNDEINKOMMEN**



Matze hat im Februar diesen Jahres seine letzte Rate bedingungsloses Grundeinkommen überwiesen bekommen. Das hatte er bei der Initiative »Mein Grundeinkommen« gewonnen: Ein Jahr lang bekam er monatlich 1.000 Euro – ohne Rechenschaft ablegen zu müssen. Doch als er sich damals bei der Verlosung angemeldet hatte, ging es ihm nicht nur ums Geld, sondern um viel mehr.

TEXT ARNESIEGMUND

Ein Gewerbehof in Kreuzberg: Wo vor knapp hundert Jahren noch eine Seifenfabrik war, haben sich heute Kreative, Berater und Handwerker niedergelassen. Es ist ein kalter Februartag, kurz vor Sonnenuntergang, die Luft ist klar.

Matze (Name geändert) trägt einen schwarz-weißen Panda-Jumpsuit: An der Kapuze sind Ohren angenäht, am Hintern ein kleines Schwänzchen. »Ich bin heute der IT-Panda«, stellt er sich vor und dreht sich erst mal eine Kippe. Matze ist Mitte 30 und arbeitet als System-Administrator bei einem Startup: »Ich bin da sozusagen der Hauswart technischer Art in einer Bude voller Nerds«. In knapp einer Stunde hat er Feierabend. Das mit dem Panda-Kostüm habe nichts mit der Jahreszeit zu tun: »Mit Karneval habe ich nichts am Hut. Aber Verkleiden ist cool. Ich hatte das im Büro vorgeschlagen, dass wir alle verkleidet zur Arbeit kommen. Leider bin ich der einzige, der es durchgezogen hat«, sagt er und muss lachen. Matze liebt seinen Job: »Ich bin total glücklich. Schon am Tag des Bewerbungsgesprächs war klar, dass ich den Job bekomme. Es ist perfekt!«

»ICH HATTE MEIN LEBEN NICHT RICHTIG IM GRIFF«

Das war nicht immer so. »Ich hatte mein Leben jahrelang nicht so richtig im Griff. Ich hab' zu viel getrunken, zu viele andere Drogen genommen. Solche Dinge. Ich hatte nicht so richtig ein Ziel und einen Plan im Leben«, bekennt er. Er begann eine Entzugstherapie. Und am vorletzten Tag seiner Therapie, vor knapp einem Jahr, sollte sich etwas grundlegend ändern: Er gewann 12.000 Euro bedingungsloses Grundeinkommen.

Bis Februar diesen Jahres hat er monatlich 1.000 Euro empfangen. Der Geldgewinn war für ihn ein Glücksfall: »Das fiel für mich in sehr günstige Lebensumstände. Es war wie eine Verheißung«, sagt er. »Ich dachte am vorletzten Tag der Therapie: Das Schicksal hat mir die Mittel zur Verfügung gestellt, meine Zukunft neu zu gestalten.« Mit klarem Kopf und finanzieller Unabhängigkeit im Rücken fand er dann seinen Job bei dem Startup.

ES GEHT UMS PRINZIP

Die Gewinnbenachrichtigung von Mein Grundeinkommen kam per Email. Er habe das zuerst für Spam gehalten: »Von wegen nigerianischer Prinz und so – wer, der regelmäßig seine Mails liest, ist noch nicht Multimillionär geworden? Mein zweiter Gedanke war: Das ist

eine Marketingente, um klarzustellen, dass man alleine wegen seiner bloßen Projektteilnahme ein Gewinner ist«, erinnert er sich. »Dass es dann nicht so war und ich wirklich gewonnen habe, darüber war ich natürlich sehr erfreut.«

Doch nicht nur aus Geldsorgen habe er sich bei der Initiative angemeldet. Es geht ihm auch ums Prinzip. Um die Sache: »Mein persönlicher Gewinn war gar nicht die Hauptmotivation, sondern ich wollte sehen, ob dieses Projekt mal etwas anderes ist, wo nicht nur bei einem Café Latte geschwafelt wird, sondern endlich mal etwas passiert.«

»ES KANN NICHT SEIN, DASS EIN PROZENT DER MENSCHEN DAS MEISTE GELD BESITZEN«

Matze erklärt die Grundlagen seiner Weltanschauung im Schnelldurchlauf. Schon seine Mutter habe aus ihrem Sohn »einen Revoluzzer« machen wollen. Das sei ihr »mehr als gelungen«. Polizei findet er scheiße, aber nicht »All Cops are Bastards«. Matze will alle Waffen dieser Welt abschaffen, Nationen auch, Geld fair verteilen, solche Sachen: »Es kann nicht sein, dass ein Prozent der Menschen das meiste Geld besitzen.«

Er beschäftige sich schon lange mit einer gerechteren Geldverteilung. Es müsse eine Systemänderung her, damit Ungerechtigkeiten aufgehoben würden. »Eine Begrenzung von Reichtum würde doch niemandem schaden. Reiche Leute können gerne reich bleiben, aber müssen sich endlich für die Armen einsetzen. Und ich meine keine Charityaktionen von Prominenten.«

»WENN DIE EXISTENZ GESICHERT IST, HAT JEDER UNENDLICH VIELE POTENZIALE«

Matze ist voller Feuer. Eine Haarsträhne fällt ihm immer wieder ins Gesicht; und immer wieder schiebt er sie mit den Fingerspitzen hinters Ohr. »Es war im Grunde eine idealistische Entscheidung, mich bei Mein Grundeinkommen anzumelden«, betont er. »Denn wenn die Existenz gesichert ist und man als Motivation die Erfüllung seiner Träume hat, dann hat jeder Mensch unendliche Potenziale. Darüber sollte grundsätzlich nachgedacht werden.«

Doch wie ist das, wenn man auf einmal 1.000 Euro im Monat sicher hat? »Als erstes habe ich ein paar Investitionen gemacht: Hose, Rucksack, Schuhe«, zählt Matze auf. »Ich hab' mir auch überlegt, wie ich von dem Geld wieder etwas abgeben kann. Anfangs habe ich immer mehrere 50-Cent-Stücke bei mir gehabt, um jedem, der mich nach Kleingeld fragt, etwas geben zu können« Eigentum verpflichtet, das steht sogar im Grundgesetz.

MÜNDET EIN GRUNDEINKOMMEN IN FAULHEIT?

Dennoch: Für die 12.000 Euro, die man bei Mein Grundeinkommen gewinnen kann, muss man keinerlei Reichtum ablegen. Man bekommt einfach so ein Jahr lang 1.000 Euro im Monat. Ist da die Versuchung nicht groß zu faulenz?

»Das ist ein gängiges Vorurteil und Hauptargument der Grundeinkommensgegner. Aus eigener Erfahrung kann ich aber sagen, dass das nicht so ist. Ein Grundeinkommen deckt die minimalen Grundbedürfnisse. Und genug zum Leben zu haben macht nicht faul, im Gegenteil: Es motiviert dazu, mehr zu tun.«

»ICH KONNTE MIR UNTER VIELEN STROHHALMEN DEN BESTEN AUSSUCHEN«

Bei Matze jedenfalls haben die 1.000 Euro im Monat »neue Kräfte freigesetzt. Bei der Jobsuche musste ich nicht nach dem nächstbesten Strohalm greifen, sondern konnte mir unter vielen Strohhalmen den besten aussuchen«. Auch habe er ruhiger schlafen können.

Mein Grundeinkommen ist ein Projekt, eine Simulation: Ein paar Leute bekommen für einen bestimmten, begrenzten Zeitraum eine bestimmte Menge Geld. Ein flächendeckendes Grundeinkommen, bei dem die Existenz eines jeden Bürgers gesichert ist, würde eine Systemumkrepplung bedeuten. Weg vom gängigen »Wer kann, der muss« hin zu »Wer nicht muss, der kann«.

ZEIT FÜR EINE GERECHTERE WELT

Matze ist sich sicher: »Viele Argumente und Vorurteile, die sich verfestigt haben, müssten auf den Prüfstand gestellt werden. Aber ich persönlich glaube, dass ein bedingungsloses Grundeinkommen eine Möglichkeit ist, die Zukunft zu verändern. Es ist Zeit für eine gerechtere Welt.«

Er hält kurz inne. Aus dem Geschichtsunterricht sei Matze eine Sache besonders hängen geblieben: »Die Französische Revolution ist ausgelöst worden, weil es Ungerechtigkeit gab. Die Leute haben damals gesagt: Wir lassen uns das nicht länger gefallen, jetzt grillen wir die Reichen mal! Heute ist es eigentlich nicht viel anders, die Schere zwischen Arm und Reich geht weit auseinander. Im Prinzip braucht es wieder eine Französische Revolution. Nur überall. International.«

Doch jetzt ist erst mal Feierabend. »Der IT-Panda wird nun wieder zum normalen Menschen«, sagt Matze, grinst und schwingt sich in seinen Anorak. Von den 12.000 Euro, die Matze ausgezahlt bekommen hat, sei noch mehr als die Hälfte übrig – vielleicht reicht das ja, um zumindest eine kleine Revolution in Gang zu setzen. ♦

BGE – WAS IST DAS? ◀

Ein Bedingungsloses Grundeinkommen (BGE) ist ein finanzielles Transferkonzept, bei dem jede Person eine gesetzlich festgelegte Geldsumme vom Staat erhält, ohne dafür eine Gegenleistung erbringen zu müssen. Wer alles zu diesem Personenkreis gehört, ob also auch Personen ohne deutschen Pass, Kinder und Rentner das Grundeinkommen beziehen sollen, ist ein wichtiger Teil der Diskussion.

Uneins sind sich Unterstützer und Kritiker vor allem darin, worauf sich das »bedingungslos« beim Bedingungslosen Grundeinkommen bezieht. Weil sich manche bei diesem wichtigen Punkt (teilweise auch bewusst) unklar positionieren, redet man in der Debatte häufig aneinander vorbei. Allerdings kommen zwischen einer »kleinen« und der »großen« Bedingungslosigkeit des BGEs sehr unterschiedliche Rechnungen zur volkswirtschaftlichen Machbarkeit zustande. Es ist also immer wichtig zu fragen, worauf sich »bedingungslos« bezieht.

▶ VOM GROSSEN UND KLEINEN BGE

Beim »großen bedingungslos« wird das BGE an jede Person ausgezahlt – unabhängig von der Höhe ihres oder seines Einkommens. Das heißt, auch Gutverdiener bekämen das Geld. Besonders hartnäckige Kritiker kalkulieren mit dieser volkswirtschaftlichen Milchmädchenrechnung, in der sie einfach jedem deutschen Staatsbürger ein Grundeinkommen gegenüberstellen. Wer so die Zahlen aufstellt, stößt aber tatsächlich schnell an seine Grenzen. Selbst wenn der Staat das Geld von den bedingungslos grundversorgten Gutverdienern steuerlich rückwirkend zurückbekäme, müsste das Geld für 80,5 Millionen Deutsche (Stand: 2011) am Jahresanfang erst einmal auf der hohen Kante liegen. So werfen Kritiker schnell mit Milliardensummen um sich, die natürlich nicht vorhanden sind und rufen: »Was für ein Mist, ihr Deppen!«

Beim »kleinen bedingungslos« ist der Erhalt des BGE abhängig von der Höhe des Einkommens. Es wird also nur an jene ausgezahlt, die eine bestimmte Einkommensgrenze unterschreiten. Das Wort »bedingungslos« bezieht sich hier letztlich darauf, dass die Auszahlung unabhängig ist von der Bereitschaft des Einzelnen, jegliche zumutbare Arbeiten anzunehmen. Hier geht es um eine bedingungslose Existenzsicherung in einer hochentwickelten und wohlhabenden Gesellschaft, welche die Teilnahme aller ihrer Mitglieder unter allen Lebensumständen gewährleisten soll. Ein sanktionsfreies und entstigmatisiertes Arbeitslosengeld II käme dieser Idee eines gesetzlichen Mindesteinkommens ebenfalls recht nahe. Daher nennen viele als Höhe eines BGEs oftmals den aktuellen Hartz IV-Satz oder pauschal 1.000 Euro.

WER HAT'S ERFUNDEN? ◀

Erste Ansätze zum BGE finden sich bereits bei den Humanisten der Aufklärung. 1748 schrieb der französische Philosoph Montesquieu in einem Anflug von Großspurigkeit: »Der Staat schuldet allen seinen Einwohnern einen sicheren Lebensunterhalt.« Über den volkswirtschaftlichen Sinn oder Unsinn eines BGEs wurde vor allem in den USA und Kanada während der 1960er Jahre diskutiert. Nachdem verschiedene Kleinparteien das Thema wiederholt relativ erfolgreich in Wahlkämpfe eingebracht hatten, setzte US-Präsident Lyndon B. Johnson 1967 eigens eine Kommission ein, die sich eingehender mit dem Thema beschäftigen sollte – offenbar jedoch nur, um es schnell vom Tisch zu haben. Trotz Studien und aussichtsreicher regionaler Pilotprojekte mit einer negativen Einkommenssteuer hat die Gesellschaft das Thema flächendeckend nicht mitgetragen.

In Deutschland erreichte das BGE erst in den letzten Jahren eine breitere Öffentlichkeit. 2013 hat es die Piratenpartei als erste politische Partei in ihr Wahlprogramm aufgenommen. 2014 startete die Initiative Mein-Grundeinkommen. Beides gab der Idee einen großen medialen Auftrieb.

→ ABER WIE UMSETZEN?

NEGATIVE EINKOMMENSSTEUER ←

Konkrete Vorschläge zum BGE orientieren sich meist an einer sogenannten negativen Einkommenssteuer. Deren prominentester Vertreter ist der US-amerikanische Ökonom Milton Friedman (1912–2006). Dieser bezeichnete sich selbst zwar als »klassischen Liberalen«, trotzdem fiel er mit einigen radikalen Ideen auf. Friedman hätte alle bisherigen bedarfsorientierten Transferleistungen und Sozialversicherungen abgeschafft – für Deutschland hieße das also: kein BaföG, kein Kindergeld, keine Krankenkassenbeiträge mehr.

Dafür hätte jede Person einen Anspruch auf eine staatliche Transferleistung, die das Existenzminimum abdeckt. Dieses Existenzminimum wird als Einkommensgrenze definiert. Personen unter dieser Einkommensgrenze bekämen das Geld entsprechend bis zu eben dieser Grenze vom Staat ausgezahlt und wären von der Einkommenssteuer befreit. Geringverdiener könnten ihr Einkommen bis zum definierten Existenzminimum aufstocken lassen. Auf der Einkommensgrenze wird die negative Einkommenssteuer von einer Sozialleistung zu einer ganz normalen Einkommenssteuer. Personen mit höheren Einkommen würden weiterhin regulär Einkommenssteuer zahlen. Wer mit seinem Arbeitslohn allerdings genau auf der Einkommensgrenze liegt, bekäme zwar keine staatlichen Leistungen, müsste aber auch keine steuerlichen Abgaben zahlen.

Befürworter der negativen Einkommenssteuer argumentieren mit einem verringerten Verwaltungsaufwand des Sozialstaates, da alle sonstigen Transferleistungen und Bedarfsprüfungen wegfallen. Gewerkschafter und Sozialdemokraten lehnen die negative Einkommenssteuer ab: Für sie ist es ein neoliberaler Versuch zur Aushöhlung des Wohlfahrtsstaates.

→ WER SOLL DAS BEZAHLEN? WER HAT SO VIEL GELD?

Helmut Pelzer, ehemaliger Professor an der Universität in Ulm, beschäftigt sich bereits seit Anfang der Neunzigerjahre mit der finanziellen Umsetzung eines bedingungslosen Grundeinkommens. 1996 war er maßgeblich an der Entwicklung des Ulmer Modells beteiligt, einem Steuermodell zur Umsetzung eines sogenannten Bürgergeldes. Das Modell basiert auf der Finanzierung durch eine prozentuale Sozialabgabe aus allen Bruttoeinkommen und einer geringfügig erhöhten Mehrwertsteuer beziehungsweise einer Absenkung von gesetzlichen Beiträgen zur Sozialversicherung.

Nach seinen Berechnungen müssten für 82 Millionen Einwohner in Deutschland (Stand 1996), die monatlich 800 Euro Grundeinkommen beziehen, 787 Milliarden Euro im Jahr aufgebracht werden. Genehmigte man dann noch den knapp 16 Millionen Kindern unter 18 Jahren nur 400 Euro im Monat, so wären es 710 Milliarden Euro pro Jahr.

→ DAS BGE ALS DIE EINE SOZIALLEISTUNG FÜR ALLE

Robin Jessen, Davud Rostam-Afschar und Viktor Steiner, allesamt Ökonomen an der Freien Universität (FU) Berlin, gehen davon aus, dass im Falle einer Einführung des BGE alle Sozialleistungen wegfiele und durch das BGE ersetzt würden.

Die drei Forscher rechnen, wie Helmut Pelzer, mit einem monatlichen Grundeinkommen von 800 Euro bzw. knapp 400 Euro für Minderjährige. Diese Werte entsprechen ungefähr der aktuellen Höhe des Arbeitslosengeld-II-Satzes inklusive Wohnungskosten. Der Empfängerkreis eines Grundeinkommens wäre natürlich viel größer als jener der bestehenden Sozialtransfers. Daraus ergäbe sich eine Finanzierungslücke, die in der Simulation der FU-Ökonomen durch die Einführung eines Einheitssteuersatzes geschlossen wird. So könnte die Einführung eines bedingungslosen Grundeinkommens – in Höhe des Hartz-IV-Niveaus – für Deutschland durch eine Art Einheitssteuer von knapp 70 Prozent finanziert werden.

DAS UMSATZSTEUERMODELL VON GÖTZ WERNER: »ES GIBT KEIN FINANZIERUNGSPROBLEM« ←

Götz Werner, Gründer der Drogerie-Kette dm und Anhänger des BGE, sagte zur Finanzierungsfrage des BGE in einem Interview mit der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, dass er kein Finanzierungsproblem sähe: Denn wir alle lebten nicht vom Geld, sondern von Gütern. Laut Werner stelle sich eher die Frage, ob die Gesellschaft in der Lage ist, derartige Güter und Dienstleistungen anzubieten, sodass alle Bundesbürger mit 1.000 Euro Monatseinkommen davon leben könnten. Seine Antwort: »Bei einem Bruttosozialprodukt von 2.500 Milliarden und Konsumausgaben von 1.800 Milliarden Euro – eindeutig ja.«

Umsetzen würde er das BGE, indem er die gegenwärtige Umsatzsteuer von 19 Prozent auf alle Waren und Dienstleistungen schrittweise erhöhen würde. So weit, bis alle anderen Steuern und Sozialabgaben überflüssig wären und abgeschafft würden. Das wäre ein radikaler Umbau unseres heutigen Steuersystems, das Götz Werner für hoffnungslos veraltet hält. Wie hoch das Grundeinkommen jedoch ausfalle, sei eine Frage des sozialen Konsenses. Götz Werner plädierte ebenfalls für 1.000 Euro.

BLICK INS AUSLAND

NIEDERLANDE

In den Niederlanden soll ein Experiment in mehreren Städten zeigen, wie die Leute mit dem Grundeinkommen umgehen. Die Stadt Utrecht und die dort ansässige Universität hatten das Projekt angeregt. Utrecht macht seit Januar 2016 den Anfang, weitere Städte wie Maastricht, Groningen und Tilburg sind im Gespräch.

Im Utrechter Modellversuch erhalten 300 Menschen, die aktuell Sozialhilfe empfangen, knapp 1.000 Euro im Monat. Manche bekommen es als gewöhnliche Sozialhilfe ausgezahlt und müssen Bedingungen erfüllen, andere erhalten es bedingungslos: auch wenn sie eine Arbeitsstelle finden, dürfen sie das Geld weiterhin beziehen.

1.000€

SCHWEIZ

Im Oktober 2013 beschlossen die Schweizer über die Einführung eines Grundeinkommens abzustimmen. Nun gibt es auch einen Termin: Der 5. Juni 2016 ist der Tag der Volksabstimmung. In der Schweiz benötigen Erwachsene etwa 2.500 Franken im Monat als Existenzgrundlage. Das entspricht beim derzeitigen Kurs (Stand: März 2016) 2.285 Euro – beachten muss man natürlich auch, dass in der Schweiz die Lebenshaltungskosten deutlich höher als bei uns sind. Was die Auswirkungen betrifft: Die Initiatoren der Volksabstimmung sind sich sicher, dass die meisten trotzdem weiter arbeiten würden.

Der Schweizer Entwurf gilt als »humanistisches Grundeinkommensmodell«: Niemand soll nur wegen des Geldes arbeiten. Das Grundeinkommen würde den Lebensstandard der unteren und mittleren Schichten sichern. Höhere Einkommen würden auf das Grundeinkommen angerechnet.

2.285€

FINNLAND

In Helsinki ist seit Sommer 2015 eine Regierung aus Liberalen, Konservativen und Rechtspopulisten an der Macht. Im Koalitionsvertrag verankerte die Regierung ein Pilotprojekt zum Grundeinkommen. Das Projekt soll im kommenden Jahr beginnen, zwei Jahre dauern und dann ausgewertet werden.

In Finnland sollen 800 Euro als eine Art Hartz IV ohne Sanktionen, das Existenzminimum absichern. Dafür würden die bisherigen Sozialleistungen wegfallen. Die rechtsliberale finnische Regierung verspricht sich dadurch eine Entlastung der Sozialsysteme und weniger Bürokratie. Außerdem soll durch ein knapp existenzsicherndes Grundeinkommen die Arbeitslosigkeit gesenkt werden: Denn wer knapp unterhalb der Armutsgrenze lebe, wird eher schlecht bezahlte Jobs annehmen. Parallel will Finnland den Niedriglohnsektor ausbauen.

800€

WIR SIND DAS VOLK

VON BAUERN UND BANKERN

TEXT JULIAN ZWINGEL

Im Oman ist Wasserbauer eine der beliebtesten Professionen. Seit Jahrtausenden sichern die Wä-kire die Wasserversorgung und sind im Oman, der zu einem großen Teil aus Wüste besteht, extrem populär. Jedes Kind kennt die Heldengeschichten von den Männern, die dafür sorgen, dass Mensch, Vieh und Pflanzen nicht vertrocknen. Omans antike Wasserversorgung gehört zum UNESCO-Weltkulturerbe und wird von Generation zu Generation weitervererbt.

Auch in Deutschland sind die Sympathien klar verteilt. Klassische »Helferberufe« sind bei uns, wie im Oman, hochangesehen. Feuerwehrmänner genießen laut Gesellschaft für Konsumforschung (GfK) zu 95 Prozent ein »hohes Ansehen«. Krankenpfleger (90 Prozent) und Ärzte (89 Prozent) werden ebenfalls seit Jahren sehr positiv beurteilt. Journalisten, Politiker und Banker stehen am anderen Ende der Beliebtheitskala und haben immer häufiger mit Imageproblemen zu kämpfen. Interessant dabei: Offensichtlich hängt es nicht vom Einkommen ab, wie beliebt ein Beruf ist. In der Spitzengruppe finden sich Besserverdiener (Ärzte), genauso wie unterdurchschnittlich bezahlte Arbeitskräfte (Pflegeberufe). Unter den schlecht bewerteten Berufen sind Gutverdiener (Banker), genauso wie durchschnittlich bezahlte Jobs zu finden (Journalismus). Auch macht es offenbar keinen Unterschied, ob ein Arbeitnehmer Angestellter, Beamter oder selbständig ist. Es geht eher um Zuschreibungen, als um harte Fakten. Und um mediale Präsenz.

Klassische Heldengeschichten funktionieren in Deutschland oft über die sozialromantische Erzählung eines selbstlosen Menschen, der andere Menschen vor Tod oder Krankheit rettet. Positiv besetzte Arztserien erfreuen sich ungebrochener Beliebtheit und finden sich in fast allen Programmen wieder. Dass aufgrund von Fehlern des medizinischen Fachpersonals regelmäßig Menschen sterben, fällt kaum

ins Gewicht. Das Bild der »Halbgötter in weiß« existiert und wird weitergetragen.

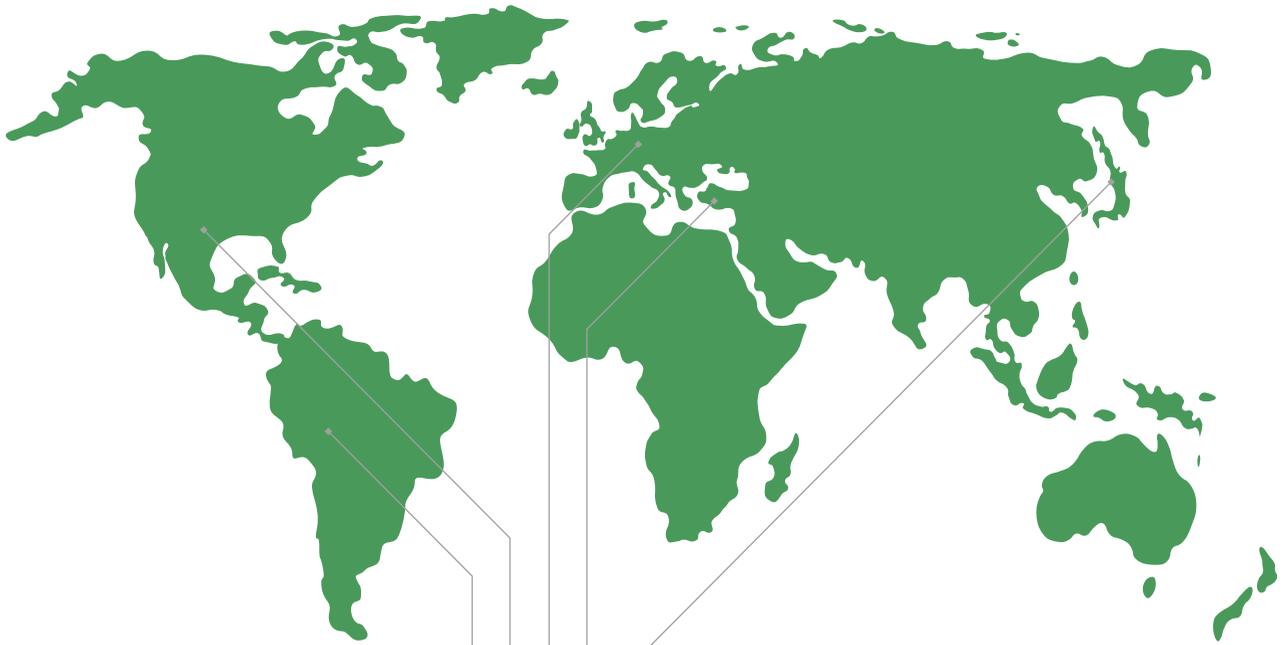
Wie rasant das Image eines Berufsstandes beschädigt werden kann, zeigt sich jedoch bei den Geistlichen. Unter dem Eindruck diverser Missbrauchsskandale stürzten Pfarrer und Priester innerhalb von nur einem Jahr (2009-2010) von 72 Prozent »Hohes Ansehen« auf 55 Prozent ab. Auch Banker verloren durch die Bankenkrise ihr zuvor eher mittelprächtiges Ansehen und finden sich nun am Ende der Skala wieder.

Die GfK-Studie »GfK Trust in Professions 2014« untersuchte das Image von Berufen in 25 Ländern. Was sie dabei herausfanden untermauert den Eindruck, dass es sehr konjunkturabhängig ist, wie Berufe beurteilt werden. In Indien waren Banker mit 88 Prozent »Hohem Ansehen« die absoluten Spitzenreiter, in Spanien hingegen, das schwer von der Bankenkrise getroffen wurde, komplett unten durch (14 Prozent).

Noch schlimmer steht es um das Image von Politikern, die in 23 von 25 Ländern den letzten Platz belegen. Mittel- bis langfristig betrachtet kann dieses Imageproblem zum Demokratieproblem werden, denn wer wird sich das noch antun wollen!? Mieses Image, mediale Komplettüberwachung und politischer Dauerdruck durch Wahlen und Umfrageergebnisse. Dann doch lieber allseits beliebter Wasserbauer im Oman- oder Krankenschwester. ♦

Meeresbiologe. Weiter weg von der 2016er Realität könnte Julians Zwingels kindlicher Berufswunsch nicht sein. Könnte man meinen. Bei genauer Betrachtung ist es aber gar nicht so weit hergeholt: Im Schlick und Dreck rumzufischen, um Perlen der Unterhaltungskultur an die Oberfläche zu befördern hat er sich auch als Kulturjournalist und DJ auf die Fahnen geschrieben. Ähnlich feucht und unvorhersehbar, wie in der Tiefsee ist es bei seinen Tätigkeiten auch. Von daher:

Alles richtig gemacht!



BERUFE MIT DEM HÖCHSTEN VERTRAUEN WELTWEIT

BRASILIEN 92% FEUERWEHRLEUTE

USA 97% FEUERWEHRLEUTE

DEUTSCHLAND 97% FEUERWEHRLEUTE

TÜRKEI 90% APOTHEKER

JAPAN 90% KRANKENPFLEGER

BERUFE MIT DEM HÖCHSTEN VERTRAUEN IN DEUTSCHLAND

»Dieser Berufsgruppe
vertraue ich voll und
ganz/überwiegend.«

89%

KRANKENPFLEGER

81%

POLIZISTEN

74%

ARCHITEKTEN

67%

SOLDATEN

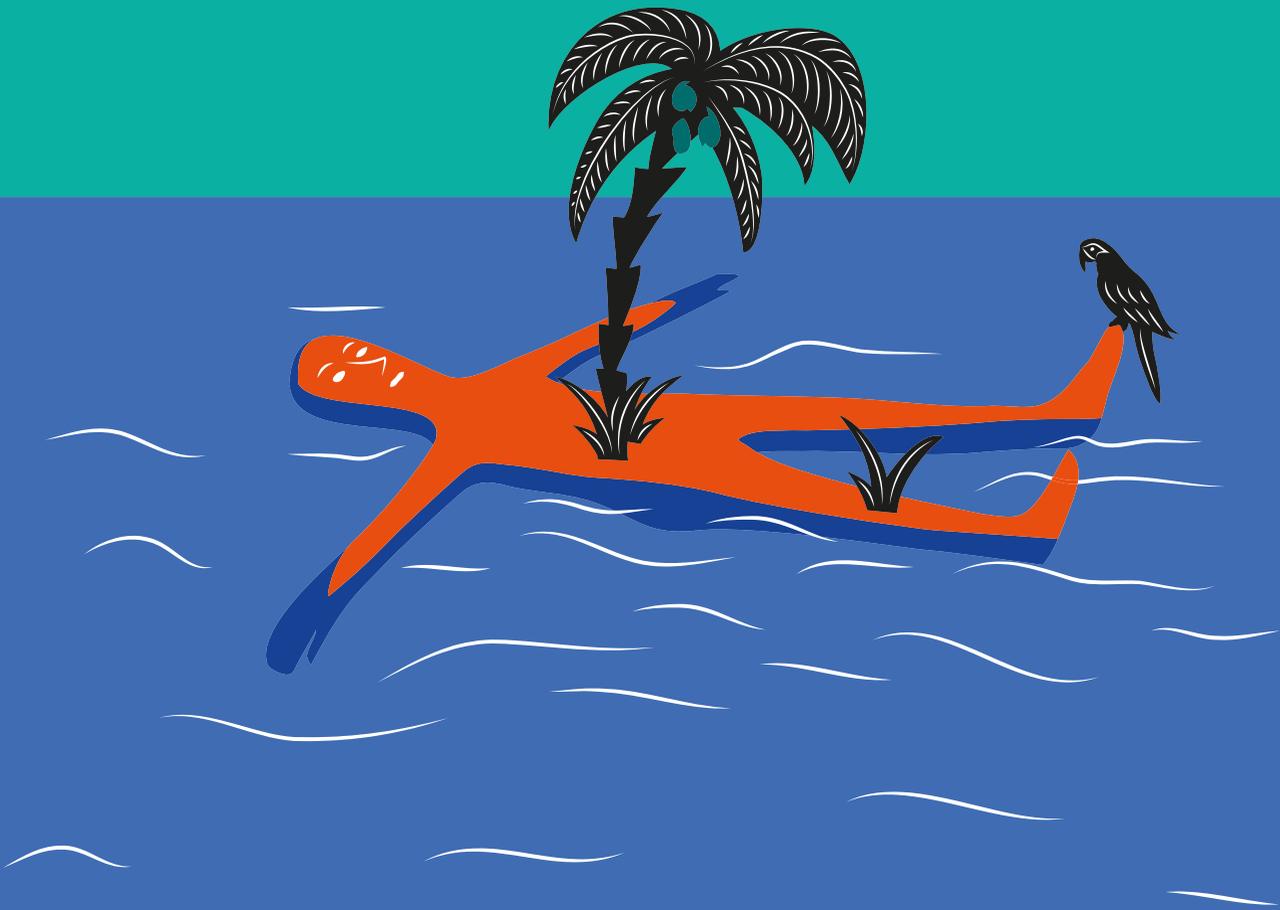
37%

JOURNALISTEN

15%

POLITIKER

WIR MÜSSEN NUR WOLLEN



Der freie Markt ist nicht die Lösung, das haben uns vergangene Krisen gezeigt. Und mehr Sozialstaat können oder wollen wir uns nicht leisten. In dieser alternativlosen Zeit kommt eine neue, alte Idee gerade recht: Der Kommunitarismus propagiert das Ehrenamt für jeden. Ist das der ersehnte »dritte Weg«?

TEXT ANDREAS KLOCKER
ILLUSTRATION ANNI STELKE

No man is an island, entire of itself; every man is a piece of the continent, a part of the main.

(John Donne, engl. Schriftsteller, 1572–1631)

Mimoun Berrissoun ist der Initiator der Präventionsinitiative »180 Grad Wende«. Diese Initiative hat es sich zur Aufgabe gemacht, zusammen mit der Polizei und der Stadt Köln Netzwerke gegen die Radikalisierung junger Muslime aufzubauen. Auch Inge Griesemann, Gründerin einer Selbsthilfegruppe für Eltern drogenabhängiger Kinder, hat jahrzehntelang einen Großteil ihrer Freizeit für ehrenamtliches Engagement geopfert. Mimoun und Inge verbindet die Preisträgerschaft des Kölner Ehrenamtspreises »KölnEngagiert«, der seit 15 Jahren verliehen wird. Sie sind nur zwei Einzelbeispiele von millionenfachem Engagement in Deutschland. Denn hier engagieren sich über 13 Millionen Menschen ehrenamtlich. Die Bereitschaft zum ehrenamtlichen Einsatz ist ungebrochen.

Auch die gesellschaftlichen Entwicklungen der letzten Jahrzehnte, wie die zunehmende Individualisierung scheinen dieser Bereitschaft keinen Abbruch zu tun. Das könnte einen verwundern. Besonders dann, wenn man annimmt, dass die Zunahme von Selbstentfaltung und die Sehnsucht nach dem Selbst einen Rückzug aus der Gemeinschaft nach sich zieht. Auch die seit Jahren rückläufigen Mitgliederzahlen der drei großen Institutionen – Kirche, Gewerkschaften und politische Parteien –, in denen ehrenamtliches Engagement traditionell eine große Rolle spielen, stärkt diese Vermutung. Doch alle Untersuchungen zu diesem Thema liefern keine Hinweise auf einen Rückgang ehrenamtlichen Engagements. Auch die aktuelle Medienberichterstattung zum Thema Flüchtlinge unterstreicht die große Bereitschaft der Deutschen zum freiwilligen Engagement. Die Art und Weise, wie sich die Menschen in unserem Land engagieren, hat sich allerdings geändert. Wie die Erwerbsarbeit wird auch die ehrenamtliche Arbeit immer mehr zum Instrument der Selbstverwirklichung.

HAT DER STAAT VERSAGT?

All das könnte zuversichtlich stimmen. Deutschland, ein Land voller engagierter Bürger. Aber: Allein die schiere Menge von Engagement könnte – und sollte – einen nachdenklich stimmen. Denn die Frage, warum ein solches Engagement überhaupt notwendig ist, wird viel zu selten gestellt. Hehre Begriffe wie »die Zivilgesellschaft«, »ehrenamtliches Engagement« und »Bürgersinn« verschleiern die uneingeschränkte Sicht auf deren politische Bedeutung. Denn was wäre, wenn sich alle Freiwilligen morgen dazu entscheiden würden, ihr Engagement aufzugeben? Dies hätte in vielen sozialen Bereichen fatale Auswirkungen. Von der Versorgung von Kindern aus prekärem Umfeld mit Nahrungsmitteln, über Hilfestellungen für spezielle Krankheitsbilder bis hin zur Integration und Versorgung von Flüchtlingen. Bedeutet diese Abhängigkeit von freiwilligem Engagement ein Scheitern des deutschen Sozialstaats? Welches Bild von Staatlichkeit und Zivilgesellschaft möchten wir für unsere Gesellschaft haben und wie positionieren wir uns als Zivilgesellschaft zwischen Markt und Staat? Können, sollen oder müssen wir uns auf freiwillige Arbeit von engagierten Bürgern verlassen?

Gerade im Bereich der sozialen Dienstleistungen gibt es große Versorgungslücken. Diese werden nicht automatisch durch unser Wirtschaftssystem gelöst, nur weil es eine Nachfrage gibt. Denn nicht alle sozialen Dienstleistungen sind »marktfähig«. So lassen sich beispielsweise kaum erfolgreiche Geschäftsmodelle zur Versorgung von Kindern aus prekären Schichten entwickeln, da diese nicht lukrativ sind. Genau hier sollte der Staat einspringen und diese Versorgungslücken schließen. Doch dies wird immer öfter nicht geleistet, sei es aus finanziellen Gründen oder aus fehlendem politischen Willen. Wir schlittern also vom Marktversagen in ein Staatsversagen und die Versorgungslücken werden im Bestfall durch die Bürger gezwungenermaßen gefüllt. ►

DER »DRITTE WEG« ZWISCHEN MARKT UND STAAT

Eine interessante und vielleicht hilfreiche Debatte über bürgerschaftliches Engagement und Wertewandel wurde schon in den 80er und 90er Jahren geführt. Vor dem Hintergrund der Frage nach dem Staatsversagen ist sie jedoch aktueller denn je. Wortführer dieser Debatte waren Anhänger des Kommunitarismus. Dieser formierte sich in den 80er Jahren zunächst vor allem in den USA. Die Grundthese der Kommunitaristen besagt, dass Liberalismus und Kapitalismus zur Verrohung unserer Gesellschaft führen und unsere Gesellschaftsordnung letztendlich zerstören werden. Im Zentrum ihrer Reformideen stehen – neben der Familien- und Bildungspolitik – die gemeinschaftlichen Strukturen im kommunalen und nachbarschaftlichen Bereich. Diesen Netzwerken wird große Bedeutung zugeschrieben. Sie sollen als Bindemittel der Gesellschaft dienen.

Die Kommunitaristen sind der Auffassung, dass das bürgerschaftliche Engagement als Teil der Staatlichkeit gedacht werden muss. Demnach soll der Staat bürgerschaftliches Engagement besonders fördern und die notwendige Infrastruktur bereitstellen, sich aber aus funktionierenden Netzwerken und Gemeinschaften weitestgehend zurückziehen. Diese Netzwerke und Gemeinschaften sollen ebenfalls umfangreiche Kompetenzen und Pflichten erhalten und vor allem sozialpolitische Aufgaben übernehmen. Die kommunitaristische Idee ist sozusagen die konsequente Umsetzung des Subsidiaritätsprinzips*. Der Kommunitarismus bewegt sich auf dem »Dritten Weg« zwischen den beiden Polen eines »All-inclusive Wohlfühlstaates« auf der einen Seite und eines »Einzelkämpferstaats« auf der anderen Seite ein, der nach dem Motto funktioniert: Wenn jeder an sich denkt, ist an alle gedacht. Die Umsetzung dieser Ideen würde einen Rückzug des

* _____

Das Subsidiaritätsprinzip besagt, dass eine (staatliche) Aufgabe möglichst von der kleinsten »zuständigen« Einheit übernommen werden soll. Übergeordnete Einheiten sollen nur dann eingreifen, wenn die unteren Einheiten es nicht können. Beispiel: Verteidigung. Die Verteidigung ist eine klassische Aufgabe, die auf der höchsten Ebene (Bundesebene) geregelt wird. In einem Verteidigungsfall wäre es weder für die Länder noch für die Kommunen möglich entsprechend zu reagieren. Beispiel 2: Friedhöfe. Die Bereitstellung von Friedhöfen liegt im Geltungsbereich der Kommunen. Da diese besser als die übergeordneten Ebenen (Länder und Bund) den Bedarf und die Instandhaltung organisieren können.

Staates aus verschiedenen Bereichen zugunsten von selbstorganisierten und lokalen Gemeinschaften bedeuten. Im besten Fall bedeutet das eine basisdemokratisch vereinbarte und bedarfsgerechte Versorgung mit verschiedensten sozialen Dienstleistungen durch und für überschaubare Netzwerke – eine Eingebundenheit des Ich in ein Wir. Eine Wiederbesinnung auf traditionelle Tugenden steht im Fokus der politischen Denkschule der Kommunitaristen. Welche Gemeinschaften entstehen aber in einem solchen Setting und welche werden toleriert?

Denn auch im Kommunitarismus sind nicht alle Arten von Gemeinschaften willkommen. Die zu fördernden Gemeinschaften müssen potentiell Bezug auf ein »Gemeinwohl« nehmen. Kriminelle Gemeinschaften sind dabei offensichtlich nicht zu fördern. Aber wie sieht es mit Gemeinschaften und Netzwerken von Minderheiten aus? Soziale Bewegungen wie der Feminismus oder die LGBT-Bewegung? Diese Bewegungen könnten als partikularistisch und im gesamtgesellschaftlichen Kontext als desintegrierend verstanden werden. Die zentralen Begriffe wie Gemeinwohl, Gemeinschaft und Tugend müssen vor diesem Hintergrund kontrovers diskutiert werden. Sie sind nur schwammig definiert. Das birgt die Gefahr der uneingeschränkten Herrschaft der Mehrheit mit einer Art ethischem, philosophischen Überbau: dem Gemeinwohl. Eine konkrete Füllung des Begriffs »Gemeinwohl« vor dem Hintergrund unseres modernen Wertepluralismus ist wohl die schwierigste Hürde, die überwunden werden muss, um eine realistische Diskussion über Reformideen des Kommunitarismus zu führen.

WIRTSCHAFT BRAUCHT VERTRAUEN

So viel zur Theorie. Konkret und praktisch bedeuten die Reformideen allerdings auch einen erheblichen Mehraufwand für jeden Einzelnen. Ein Rückzug aus der Gemeinschaft kann – aus Sicht der Kommunitaristen – nicht toleriert werden und müsste gar Sanktionen nach sich ziehen, da das System nur durch Gegenseitigkeit funktionieren kann: ein Geben und Nehmen für die Nachbarschaft. Die Verankerung von gemeinschaftlichen Strukturen tief in der Gesellschaft wird als notwendige Bedingung formuliert. Deshalb spielt auch die Erziehungs- und Bildungspolitik eine tragende Rolle in dieser Theorie. Schon im Kindergarten und in der Schule soll das zivilgesellschaftliche Engagement von Kindern gefördert und gestärkt werden, sodass es im Selbstverständnis des Bürgers verwurzelt ist und ein »free rider«-Verhalten nicht akzeptiert wird.

Es soll also eine Art »Pflicht der Zugehörigkeit« geschaffen werden. Denn nach der kommunitaristischen Idee ist die Gemeinschaft nicht nur Mittel zum Zweck. Sie ist der Stoff, aus dem die demokratischen Gesellschaften

Soziale Umwelten müssen, wie die natürliche Umwelt, geschützt werden.

(Amitai Etzioni, US-amerikanischer Soziologe)

und auch das Individuum gemacht sind. Eine solche Verwandlung der Gesellschaft kann nicht von heute auf morgen geschehen. Kurzfristig könnten Anreize und Boni für diejenigen, die sich engagieren, den Weg ebnen. Dafür brauchen wir jedoch eine Grundsatzdebatte über die Organisation unseres Arbeitsalltags. Als Anreiz und Initialzündung könnte die Reduktion der Wochenarbeitszeit dienen. Denn das Engagement für die Gemeinschaft setzt die Investition von wesentlich mehr Zeit eines jeden Einzelnen voraus. Nur durch eine erhebliche Reduktion der Erwerbsarbeitszeit können Freiräume für die Entwicklung der verschiedenen Netzwerke und Gemeinschaften geschaffen werden, damit jeder auch die Möglichkeit zur Teilhabe erhält.

Zu Ende gedacht müsste also ein neuer Gesellschaftsvertrag mit allen gesellschaftlichen Akteuren geschlossen werden. Das klingt utopisch: ein solches Commitment aller politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Akteure zu bekommen. Jedoch könnten die noch schwammigen und nicht definierten Kernelemente für die tatsächliche Umsetzung – also die Unterzeichnung eines neuen Gesellschaftsvertrages – sogar von Vorteil sein. Geben sie der Reformidee doch eine gewisse Flexibilität, um einen gesellschaftlichen Konsens zu finden. Hinzu kommt, dass Grundelemente des Kommunitarismus in fast allen politischen Strömungen bereits auftauchen. Der Kommunitarismus ist eine politische Theorie, die nicht auf einem zweidimensionalen, klassischen Rechts-Links-Spektrum abzubilden ist. Zum einen wird der paternalistische Wohlfahrtsstaat kritisiert, was Kern des Liberalismus ist. Gleichzeitig wird der liberale Individualismus angegriffen. Emanzipatorische, basisdemokratische Elemente werden in den Vordergrund gerückt, was links der Mitte befürwortet wird. Darüber hinaus werden traditionelle Tugenden an die Verantwortung des Bürgers adressiert, was wiederum Kernelemente der christlich-konservativen Agenda sind.

Auch für wirtschaftliche Akteure sollten derartige Reformideen von Interesse sein. Unternehmen finden in zivilgesellschaftlichen Partnerschaften und durch die Förderung von ehrenamtlichem Engagement die Gelegenheit, ihre gesamtgesellschaftliche Verantwortung

gläubwürdig unter Beweis zu stellen. Die Entstehung und der Erfolg von Marktwirtschaften werden von zivilgesellschaftlichen Strukturen erheblich unterstützt, wenn nicht gar erst ermöglicht. Eine funktionierende Marktwirtschaft setzt einen gewissen sozialen Zusammenhalt voraus, sie braucht ein Minimum an Vertrauen und sozialem Kapital. Das sind Ressourcen, die durch bürgerschaftliches Engagement gefördert werden.

Eine gesellschaftliche Debatte über die Bedeutung von ehrenamtlichem Engagement und die zugrundeliegenden Werte ist also nötig und überfällig. Die Wahrscheinlichkeit, dass sich unsere Gesellschaft nach dieser Debatte auf Reformideen im Sinne des Kommunitarismus einigt, ist nicht verschwindend gering. Viele Lebensbereiche müssten neu definiert werden. Als erstes das Verhältnis von Arbeitszeit im Sinne der Erwerbstätigkeit und Arbeitszeit, die für die Gemeinschaft verwendet wird. Hier muss der Staat aktiv werden. Heißt: Wochenarbeitszeit verringern, um mehr Zeit für die Gemeinschaft zu haben. Dies wäre eine zeitgemäße Politik auch vor dem Hintergrund des gestiegenen Bedarfs an Selbstverwirklichung. Weniger arbeiten, mehr tun. Klingt doch nach einem bemerkenswerten Weg, oder? ♦



Amitai Etzioni: Die Entdeckung des Gemeinwesens. Ansprüche, Verantwortlichkeiten und das Programm des Kommunitarismus (1995)

Alasdair C. MacIntyre: Der Verlust der Tugend. Zur moralischen Krise der Gegenwart (1995)

Andreas Klöcker wollte als Kind Koch werden.

Er erkannte früh, dass Essen glücklich macht. Als Beruf andere und sich selbst glücklich zu machen, schien eine gute Idee zu sein. Aus dem professionellen Kochen ist dann leider nichts geworden. Andreas studierte nach dem Abitur Volkswirtschaftslehre mit dem Schwerpunkt Sozialpolitik in Köln. Heute arbeitet er an seiner Alma Mater und bringt die Studierenden der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen

Fakultät glücklich durch ihr Studium.

MEIN HARTZ IV-TAGEBUCH



Ja, auch ich, Elisa Bilko, habe fast ein Jahr lang Hartz IV bezogen. Sofort, beim ersten Wort dieses Satzes, kommt in mir der unbestimmte Drang auf, mich zu erklären, zu rechtfertigen, warum und wie viel Arbeitslosengeld II ich erhalten habe. Meine Finger wollen tippen: ›Ich habe aber nebenher dies und jenes gemacht, habe also gearbeitet und war fleißig, kein Kartoffelchips fressender Fernsehzombie oder ein anderes Schmarotzer-Klischee, das einem automatisch in den Kopf schießt, sobald man das Wort Hartz auch nur denkt.‹ Absurd, aber so ist es. Denn eigentlich sollte man sich nicht dafür schämen. Es war eine Zeit in meinem Leben, in der die Gesellschaft mich unterstützt hat und das ist okay. Hier erzähle ich euch davon.



DONNERSTAG, 02. OKTOBER 2014

FIRST THINGS FIRST

Masterarbeit abgegeben: Check! Ordnungsgemäß gefeiert: Check! Auf zum Amt: Ähh... Check? Mein Studium ist rum, ich habe BAföG bekommen und nebenher gearbeitet. Eine Festanstellung direkt nach dem Studium habe ich nicht, nur eben zwei bis drei Nebenjobs als Autorin und im Marketingbereich. Das wird zum Leben nicht reichen, das weiß ich jetzt schon. Also stehe ich in der Schlange des Jobcenters Neukölln – angeblich das zweitgrößte Jobcenter Deutschlands nach Hamburg. Ich bin hier für meinen Erstantrag. Und das heißt eben: Anstehen und dauert in Neukölln schon gern mal zwei Stunden. Dann sitze ich einem jungen Herrn gegenüber, der mir freundlich erklärt, wie das jetzt alles weitergehen wird: Unterlagen ausfüllen. »Ach selbstständig sind Sie auch noch? Dann muss das Formular EKS auch ausgefüllt werden. Und dann bekommen Sie einen Termin zur Antragsabgabe.«

»Entschuldigung, ich habe da noch eine Frage. Ich fahre jetzt für drei Wochen in den Urlaub.« (Meine Belohnung für den erfolgreich abgeschlossenen Master.) Der Termin mit dem »Erstberater« würde genau in diesen Zeitraum fallen. Das geht natürlich nicht. »Kann ich denn keinen Termin nach meiner Rückkehr bekommen?«

»Also, da muss ich jetzt bei dem Berater nachfragen.« Natürlich ist die Antwort: Nein, das würde gar nicht gehen. Und jetzt? »Dann müssen Sie wohl nochmal wiederkommen.«

DIENSTAG, 04. NOVEMBER 2014

GEFÜHL UND REALITÄT

Herr S. sitzt mir gegenüber in seinem kleinen, grauen Büro. Sein Gesicht verrät mir: Mein Anliegen interessiert ihn nicht wirklich. Heute ist meine Antragsabgabe und auch eine Art Erstberatung. Herr S. wird heute festsetzen, wie viele Bewerbungen ich im Monat schreiben muss und nach passenden Stellen für mich in den unendlichen Weiten des Jobcenterangebots suchen. Zum Termin sollte ich meine Bewerbungsunterlagen mitbringen, damit Herr S. besser sieht, wie mir geholfen werden kann. Er wird kein einziges Mal auf diese Unterlagen blicken. Erst langsam wird ihm klar werden, dass ich besser ausgebildet bin als er. Und selbst dann wird er es geflissentlich ignorieren und mir viele gute Lebenstipps mit auf den Weg geben. »Sie haben studiert?«

»Ja ich habe einen Master in ...«

»Aha, und warum haben Sie jetzt noch keinen Job?«

»Ich hatte mich beworben, aber neben dem Schreiben der Arbeit ...«

»Aha, Arts and Media Administration?«

»Ja, das ist ein Kulturmanagement-Master an der ...«

»Aha, na ist klar, mit so einem Kulturschwerpunkt ist es schwer, was zu finden.« Mitleidiger Blick. Ich fühle mich im falschen Film. Wie redet dieser Mensch denn mit Leuten, die wirklich Hilfe brauchen? Soll mir hier ein schlechtes Gewissen eingeredet werden? Ein kleiner Denktzettel? Oder verhält sich Herr S. einfach allen gegenüber, die sein Büro betreten, überheblich und ignorant?

Schlussendlich brummt mir Herr S. zehn Bewerbungen im Monat auf, findet in seinem System sogar eine »passende« Stelle für mich – ein Volontariat bei einer öffentlichen Einrichtung in Potsdam – und schickt mich dann den Gang runter zum Kollegen K. Bei ihm gebe ich dann meine ausgefüllten Dokumente ab. Ich fühle mich etwas nackt, schließlich reiche ich hier Kontoauszüge der letzten sechs Monate ein, ergänzt durch Angaben, die mich komplett gläsern werden lassen. Nach der Durchsicht, sagt Kollege K. nur trocken: »Ich verstehe gar nicht, wer den jungen Leuten immer sagt, sie sollen selbstständig arbeiten.« ▶

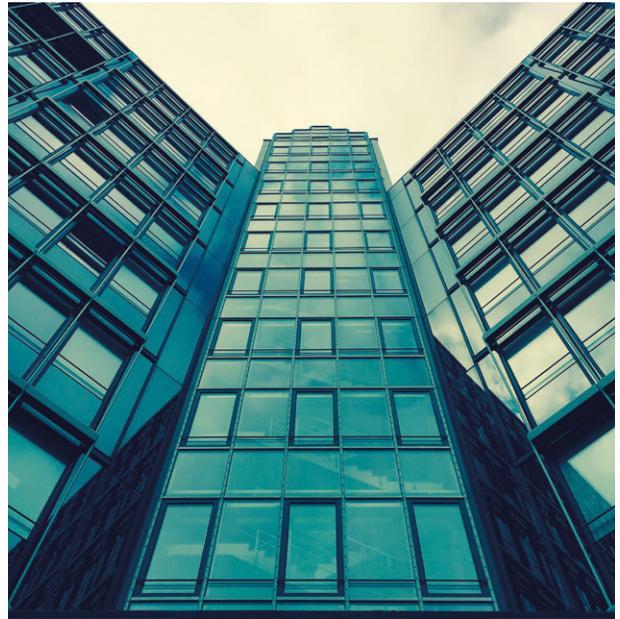


DONNERSTAG, 11. DEZEMBER 2014

FUFFIS IM CLUB ODER SO ÄHNLICH

Jippieh, juhu und bumsfallera, endlich ist die Kohle da! Die Bundesagentur für Arbeit, genauer gesagt das Service-Haus Regensburger Straße 104, überweist mir ganze... Moment mal... 146,67 Euro? Okay. Erstmal nachhaken. Ach, das ist jetzt nur für den November. Okay. Und der Rest? Kommt dann irgendwann. Gut, dass ich meine Selbstständigkeit habe und einen Boyfriend, der mir Geld leihen kann. Sonst hätte ich jetzt ein dickes Problem. Miete zahlen, Lebensmittel kaufen wären sonst gar nicht drin gewesen, ganz abgesehen von irgendwelchen Mätzchen wie mal ein Bier mit Freunden trinken gehen – bis jetzt nicht und auch nicht bis zum 16. Januar. Erst dann nämlich kommt ein größerer Batzen in einer Höhe von 925,62 Euro auf meinem Konto an.

Klar hätte ich Lebensmittelmarken holen gehen können, erfahre das aber erst wesentlich später. Und selbst dann: Wie unangenehm ist mir der Gedanke, im Supermarkt mit Lebensmittelmarken bezahlen zu müssen! Das neue Jahr beginne ich mit -330,63 Euro auf meinem Konto.



DONNERSTAG, 18. DEZEMBER 2014

MENSCHEN WIE DU UND ICH

Der Jobpoint Neukölln, idyllisch gelegen in der Passage. Nebenan ist ein Bäcker, weiter unten das Kino und gleich gegenüber der Lernladen. Jobpoint und Lernladen sind heute meine Ziele. Bei beiden soll ich vorsprechen und mir einen Stempel geben lassen. Die beiden Besuche hat mir Herr S. auferlegt. Im Jobpoint werde ich zu meinem Lebenslauf beraten. Der junge Mitarbeiter betont zunächst, dass die Einrichtung ein Dienstleister des Jobcenters ist. Es wirkt, als wolle er sich direkt reinwaschen vom Mief des Amtes inklusive aller schlechten Erlebnisse, die man dort als »Kunde« gemacht haben könnte. Hier bist du sicher, will er mir suggerieren. Er sieht sich meinen Lebenslauf an und ich merke, er ist sonst anderes gewohnt. »Das kann man alles so machen.«

»Aber finden Sie nicht, dass ich zum Beispiel hier strafen könnte oder vielleicht sogar nach Arbeitsfeldern ordnen könnte?«

»Ja, das können Sie so machen.« Am Ende entlocke ich ihm einige hilfreiche Tipps und gehe meiner Wege Richtung Lernladen. Hier kann man ausdrucken und im Internet nach Jobs und Weiterbildungen recherchieren. Mein Berater ist ein älterer Herr, der laut eigenen Angaben schon in so ziemlich jedem Metier gearbeitet hat. Ich würde gern programmieren lernen. Schon sucht er eifrig nach Möglichkeiten und gibt mir am Ende ein kleines Päckchen an Ausdrucken mit. Ab hier müsse ich mich selber kümmern, ich könne aber jederzeit gerne wieder vorbeikommen.

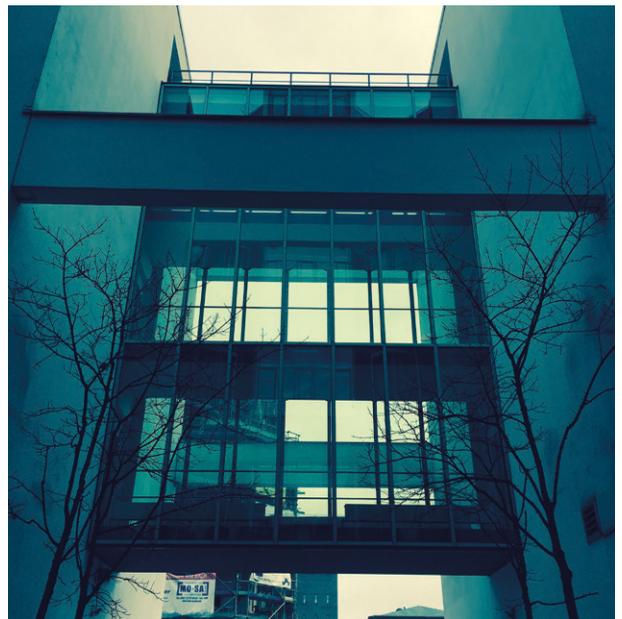
DONNERSTAG, 19. MÄRZ 2015

EIN ALTER HASE

Unglaublich, ein halbes Jahr ist rum! Ich bin nun um einiges klüger. Zum Beispiel weiß ich jetzt, die am Anfang von Herrn S. auferlegten zehn Bewerbungen hätten von mir nicht angenommen werden müssen. Ich hätte einfach sagen können: Herr S., tut mir leid, aber zehn Bewerbungen sind für mich unrealistisch, vor allem weil ich nebenher arbeite. Ich suche tatsächlich nach einem Job, aber eine Bewerbung kostet mich mit Sicherheit drei Tage. Das bestätigt mir auch Frau W., meine Sachbearbeiterin. Sie hat vor allem »Kunden« aus dem Gastro- und Touristikbereich. Ich bin ihr Exot.

Bei meiner Qualifikation und vor allem den Jobs, auf die ich mich bewerbe, räumt mir Frau W. eine Woche pro Bewerbung ein. Das sei realistisch. Frau W. ist ein hübsches Ding. Ich schätze sie auf Mitte zwanzig, also jünger als mich. Frau W. und ich verstehen uns sehr gut. Unseren ersten Termin hatte ich beinahe verschlafen und deswegen lädt mich Frau W. jetzt nicht mehr für 8:30 Uhr, sondern regelmäßig für 11 Uhr ein. Regelmäßig heißt alle zwei Monate. Die Gespräche verlaufen dabei sehr entspannt. Frau W. hat gemerkt, dass ich mich bemühe oder zumindest so tue und dass ich sie nicht »verarsche«. Sie könne schon auch unangenehm werden, sagt sie mir im Vertrauen, wenn sie das Gefühl habe, jemand versuche ihre Gutmütigkeit auszunutzen.

Bei Frau W. soll ich fünf Bewerbungen im Monat schreiben. Das kommt der Realität tatsächlich sehr nahe. Aber ganz ehrlich mal: Selbst wenn ich das nicht tun würde, dürfte das sowieso niemand überprüfen – denn rein rechtlich ist niemand vom Jobcenter berechtigt irgendwen anzurufen und nach so persönlichen Daten zu fragen. Die Lücken der Jobcenterregeln sind unergründlich, und diesmal meine ich das nicht ironisch. Fest steht, mein Bewilligungszeitraum läuft ab und ich sollte jetzt schnellstmöglich einen Folgeantrag stellen. Gesagt, getan. ►





Pferdezüchterin, Tierärztin, Rechtsanwältin. Das waren Elisa Bilkos Wunschberufe im Alter von sieben bis dreizehn. Natürlich hat sie alle Berufe hoffnungslos romantisiert. Dann kam irgendwann das Schreiben und der Spaß daran. Aber Journalistin konnte man damals schon, 2005, nicht mehr ernsthaft als Berufswunsch formulieren. Wie schön, dass Wünsche dann tatsächlich doch zumindest halb wahr werden.

MONTAG, 22. JUNI 2015

FROM DISPO TO DISPO

Kennen Sie das? Sie gehen zum Geldautomaten und nichts kommt raus? Wow, ich war noch nie so arm. Mätzchen gib't nicht mehr. Klar laden mich Freunde gern mal auf ein Bier ein, aber das Fazit ist: Soziales Leben ist verdammt teuer, zu teuer für mich im Moment. Meine Nebenjobs haben sich rar gemacht. Zum Vergleich: Ich bekomme jetzt, Ende Juni, 591,25 Euro und nicht mehr nur 146,67 wie noch im November vom Jobcenter in der Regensburger Straße 104. Ganze zwei Monate sehe ich aber gar kein Geld. Wieder muss der Boyfriend herhalten. Und ich frage mich: Wie ist das eigentlich bei Menschen, die in einem anderen sozialen Umfeld verkehren als ich? Wo man sich nicht einfach Geld bei Freunden oder Verwandten leihen kann? Was dann? Einfach sterben oder was? Ich finde das Ganze ganz schön krass.

Ich bin in der glücklichen Lage, selbst ein wenig Geld zu verdienen, mir Geld leihen zu können und – seien wir ehrlich – früher oder später aus dem Hartzen rauszukommen. Was aber ist mit denen, die das nicht können, warum auch immer? Gerade hier in Neukölln gibt es doch viele Menschen, die ihre soziale Sphäre nur selten verlassen und eben niemanden kennen, der ihnen mal für zwei Monate unter die Arme greifen kann, wenn das Amt nicht zahlt.

Das einzig Positive an meiner Lage ist: Ich merke, wie unwichtig Geld für mein Glücksempfinden ist. Denn obwohl es in mir Unbehagen auslöst, wenn mangels Deckung Geld auf mein Konto rückgebucht wird, beispielsweise von meiner Krankenversicherung, das Gefühl geht vorüber. Und wo nichts zu holen ist, ist nichts zu holen, das können Bauchschmerzen auch nicht ändern. Ich entspanne mich und nehme die Haltung ein: Wird schon irgendwie werden. Noch wird nichts gepfändet, noch habe ich zu essen und das Wichtigste: Ich habe Freunde, die mich auf ein Bier einladen.

FREITAG, 17. JULI 2015

IMMER WAS ZU TUN

»Ihre Mitarbeiterin Frau K. ist Perfektionistin und arbeitet langsamer als alle anderen, dadurch erreichen Sie bestimmte Vorgaben des Kunden nicht. Sie müssen ein Gespräch diesbezüglich mit ihr führen. Wie machen Sie das?« Ich sitze jenseits des Berliner S-Bahn Rings in der Agentur für Arbeit und spiele Assessment Center, eine beliebte Methode vieler Firmen den richtigen für den Job auszusuchen. Ich habe so was noch nie gemacht und wer weiß, ob mich so etwas nicht bald erwartet.

Gerade laufen meine Bewerbungen ganz gut. Ich war noch mal im Jobpoint und habe mit Freunden über Lebenslauf und Anschreiben gesprochen. Letzte Woche hatte ich zwei Vorstellungsgespräche. Beide liefen vielversprechend. Jetzt sitzen mir Frau V. und Frau G. gegenüber. Sie schulen mich und ich habe Spaß dabei. Auch hier läuft es gut und auch den beiden scheint es Spaß zu machen. Dann klingelt mein Telefon. Ich entschuldige mich, denn es ist tatsächlich ein potentieller Arbeitgeber, der mir frohe Kunde überbringen will: Ich habe einen Job!

Ich freue mich und mache Assessment Center Aufgaben fertig. Es wird die einzige Fortbildung sein, die ich in meinem knappen Jahr Hartz IV hinter mich gebracht haben werde, und das freiwillig, weil es mich interessiert hat. Hier habe ich keine Horrorstory auf Lager, wie man sie aus zahlreichen Erzählungen kennt, keine stupiden Fortbildungskurse, die nur eins bringen: Geld auf das Konto irgendeiner dubiosen Weiterbildungseinrichtung. Dabei kann man eigentlich so viele schöne Dinge lernen. Ein bisschen bin ich traurig, dass ich die Zeit dafür nicht besser genutzt habe, aber hey, dafür bin ich bei einer Magaziningründung dabei und hatte immerhin ein paar Nebenjobs, mein Lebenslauf bleibt ohne Lücke. Doch warum macht mich das eigentlich stolz?

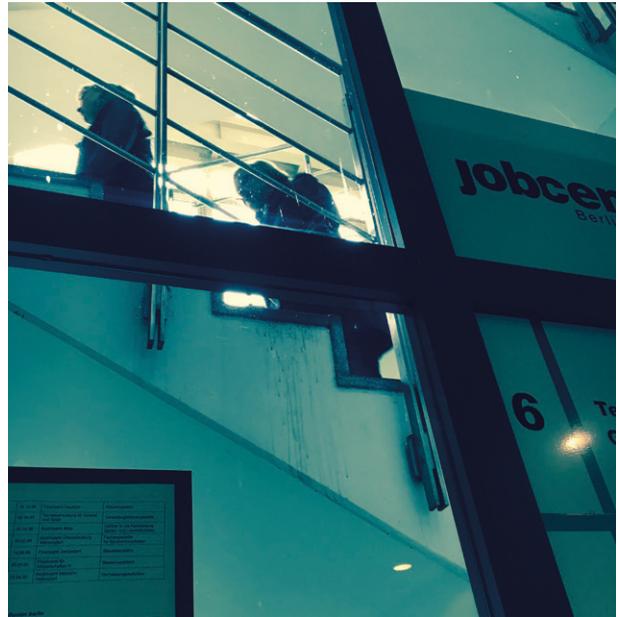
Mut zur Lücke wäre eigentlich mal angebracht. Ich werde noch verdammt viel in meinem Leben arbeiten. Warum dann nicht eine Zeit lang nichts tun und programmieren lernen? Oder einfach nur nichts tun? Könnte ich wahrscheinlich gar nicht, da ich vor Langweile sterben würde, wie übrigens die meisten Menschen. Laut einer Studie nehmen über ein Drittel der Hartz-IV-Empfänger Jobs an, die nicht ihrem Ausbildungsniveau entsprechen. Und, so schreibt der Spiegel, "mehr als die Hälfte der Hartz-IV-Empfänger zwischen 15 und 64 Jahren geht mindestens 20 Stunden pro Woche einer nützlichen Tätigkeit nach. Sie erziehen Kinder unter sieben Jahren, pflegen Angehörige, arbeiten und benötigen dennoch ergänzendes Arbeitslosengeld II, bilden sich weiter oder befinden sich in einer Fördermaßnahme.

DIENSTAG, 11. AUGUST 2015

DIE FARBEN DES JOBCENTERS

Heute habe ich mein letztes Gespräch mit Frau W. Ich hatte ihr eine freudige Mail geschrieben, direkt nachdem ich die Zusage für meinen neuen Job bekommen hatte. Sie war da gerade im Urlaub, hatte mir dann aber prompt nach ihrer Rückkehr ebenso freudig zurückgeschrieben. Ich solle meinen Arbeitsvertrag mitbringen, damit alles seine Richtigkeit hat. Ich sehe in Frau W.s Augen, dass sie sich aufrichtig für mich freut. Nur meine Arbeitszeiten findet sie schrecklich: Kernarbeitszeit ist von 10:00 bis 17:30 Uhr – ein krasser Gegensatz zu ihren Bürozeiten. Ich aber find's super. Mein Fazit nach einem Jahr Jobcenter: Ich bin dankbar, dass es so eine Einrichtung gibt, die einem Geld gibt, wenn man es braucht – oder eben zwei Monate später. Doch die Hürden, die damit verbunden sind, stelle ich mir für viele Menschen sehr hoch vor. Ich habe studiert, bin ein positiver, gestaltender Mensch, bringe keinen Ballast von zu Hause oder sonst woher mit. Aber nicht jeder ist wie ich, und das ist auch gut so.

Es ist ein entmenslichtes System, das man durchaus durchblicken kann. Doch es gäbe sehr viel zu verbessern. Nicht nur für die Menschen, die mit mir in den zahlreichen Schlangen des Jobcenters standen, sondern auch für jene hinter den Tischen. Denn nur selten habe ich diese Menschen lächeln sehen bei dem, was sie tun. Grau und angestrengt, das war der Look des Jobcenters. Sobald Menschen zu Zahlen werden, zu Gegnern in einem fiktiven Kampf, bei dem es im Endeffekt um deren Leben geht, kann das nur hässlich werden. Die Antwort müsste heißen: Mehr Menschlichkeit im System, nicht weniger, mehr Unterstützung und das nicht nur auf der Ebene von Geld. Mehr miteinander, statt gegeneinander. Doch jetzt gehe ich mal raus in die Welt und verdiene Geld und zahle Steuern und hoffe, dass ein Teil davon bei irgendeinem Hartz-IV-Empfänger landet und er sich davon was Schönes kaufen kann, vielleicht sogar ein Bier für einen Freund, der sich gerade keins leisten kann. ♦





PETER HARTZ (*1941)

DAMALS (2002)

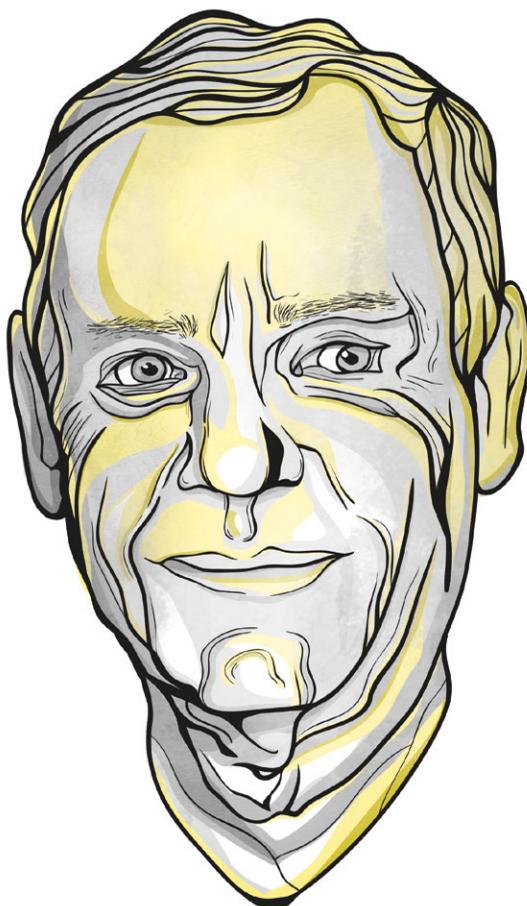
Personalvorstand bei Volkswagen und Leiter der Hartz-Kommission für umfassende Arbeitsmarkt-reformen.

ZWISCHENDRIN (2007)

Rücktritt und Verurteilung zu einer Freiheitsstrafe auf Bewährung und 576.000€ Geldstrafe wegen Veruntreuung.

HEUTE (2015)

Plant mit Investoren den Bau einer altersgerechten Stadt für 230.000 Menschen nord-östlich von Peking. Das Projekt heißt Five Springs.



ROLF J. (»FLORIDA-ROLF«) (*1939)

DAMALS (2003)

Arbeitsloser mit Wohnsitz in Miami. In den Medien (primär der BILD-Zeitung) als »Sozialschmarotzer« gebrandmarkt.

HEUTE

Florida-Rolf lebt in Berlin und bezieht Grundsicherungsrente auf Arbeitslosengeld-II-Niveau (Hartz IV).

ILLUSTRATION JANA VAN THIEL

REINE ERMESSENSACHE

EIN INTERVIEW MIT INGE HANNEMANN

VON ELISA BILKO

Inge Hannemann war acht Jahre lang Kundenberaterin im Jobcenter. Heute ist sie Hartz-IV-Kritikerin und Abgeordnete der Hamburgischen Bürgerschaft als Teil der Fraktion DIE LINKE. Außerdem ist sie das Gesicht von Sanktionsfrei, einer kostenlosen Online-Plattform, die Hartz-IV-Sanktionen endgültig abschaffen will. Im Interview schildert sie das System aus ihrer Erfahrung und zeigt Alternativen für ein besseres Miteinander auf.



KATER DEMOS *Sie haben selbst im Jobcenter gearbeitet und darüber auch ein Buch geschrieben. Wie würden sie das System Jobcenter beschreiben?*

INGE HANNEMANN Entrechtend, entmündigend und undemokratisch.

KD *Sind die Sanktionen wirklich das größte Problem oder ist das der Punkt, an dem es sich jetzt am besten angreifen lässt?*

IH Sanktionen sind ein sehr, sehr großes Problem in den Jobcentern, da jede Sanktion die Existenzgrundlage oder zumindest Teile der Existenzgrundlage entzieht und damit auch das Existenzminimum angreift. Seit 2013 wurden jährlich über eine Million Sanktionen verhängt und die Zahlen werden auch für 2015 nicht schwerwiegend anders ausfallen. Das ist eine Menge und heißt konkret: Einer Million Menschen wird das Existenzminimum weggekürzt. Ich sehe hier das primäre Problem der Jobcenter, weil ich glaube, dass die Menschen wesentlich angstfreier in die Jobcenter kommen würden, wenn wir eine repressionsfreie Existenzsicherung hätten. Das zweite große Problem, das ich sehe, ist die sogenannte Erziehungsgewalt. Das heißt die Mitarbeiter des Jobcenters haben Erziehungsgewalt gegenüber dem mündigen Bürger – und ich spreche hier gar nicht von jungen Menschen, sondern von wirklich gestandenen Menschen mit jahrelanger Lebens- und Berufserfahrung. Über deren Köpfe hinweg wird beispielsweise entschieden, welche Tätigkeit sie aufnehmen sollen, in welche Maßnahme sie zu gehen haben oder wie oft sie ins Jobcenter kommen müssen. Es ist ja alles zumutbar. Das liegt alles im Ermessensspielraum des Jobcentermitarbeiters.

KD *Das Projekt Sanktionsfrei soll Menschen helfen, sich gegen Sanktionen zu wehren. Meinen Sie, dass es zu noch größeren Veränderungen führen wird?*

IH Das System Hartz IV zu kippen, ist schon eine Vision. Das Team von Sanktionsfrei und ich als Mensch sagen: Visionen muss man haben, um überhaupt etwas in die Wege zu leiten. Das Ziel ist, mit Sanktionsfrei dem System durch einen spürbaren Anstieg von Widersprüchen und Klagen aufzuzeigen, dass jede Sanktion sinnlos ist. Momentan legt ja nur ein Bruchteil Widerspruch gegen Sanktionsbescheide

ein, obwohl mittlerweile fast die Hälfte aller Klagen Erfolg hat. Hier wollen wir den Menschen auch Mut machen. Im Grunde genommen kostet es die Jobcenter nur unnötig Geld – allein schon durch den hohen Bearbeitungsaufwand. Das führt aber nicht zu dem Ergebnis, dass die Jobcenter trotzdem propagieren: Sanktionen münden in Arbeitsplätze. Allein, weil es nicht genügend Arbeitsplätze gibt, kann das nicht funktionieren. Deswegen will Sanktionsfrei sichere, repressionsfreie Existenzsicherung schaffen, ein Umdenken in der Regierung hervorrufen und den Mitarbeitern im Jobcenter den Spiegel vorhalten.

KD *Krankgemeldete oder Menschen in Ein-Euro-Maßnahmen fallen einfach aus veröffentlichten Statistiken der Jobcenter zur Arbeitslosenzahl raus. Wirklich transparent ist das nicht...*

IH Das war von Beginn an so. Die wahre Zahl der Arbeitslosen wird über die Medien nicht kommuniziert. Dabei werden Menschen aus verschiedenen Gründen aus der Statistik herausgenommen, beispielsweise wenn sie eben in einer Maßnahme sind oder Kinder erziehen. Bis heute sind – auch in internen Statistiken – Menschen nicht erfasst, die auf ›nicht aktiv‹ geschaltet sind. Das sind zum Beispiel Menschen, die zweimal nicht zum Termin erschienen sind. Dann kann man den Status deaktivieren: Sie bekommen ihr Geld, aber sind nicht mal intern erfasst. Das heißt, wir haben hier noch eine viel höhere Quote. Schön ist es natürlich für die Außenwelt, wenn man melden kann, dass wir unter drei Millionen Erwerbslose in Deutschland haben. Aber die Arbeitssuchenden, die Ratsuchenden, die eben auf den Status ›nicht aktiv‹ gesetzt sind, werden nicht nach außen kommuniziert. Und da wird auch die Bevölkerung veräppelt. Es wird zwar nicht gelogen, aber es werden Zahlen verschwiegen. Für die Bundesagentur für Arbeit ist wichtig, dass es möglichst wenige Erwerbslose gibt, um im Vergleich mit den europäischen Nachbarländern gut dazustehen. Vor kurzem sind die neuen Zahlen für Februar herausgekommen und es ist schon erstaunlich, dass die Anzahl der Geflüchteten erneut nicht erwähnt wurde. Eigentlich müsste die Arbeitslosigkeit steigen, sie ist aber gesunken. ►

KD *Arbeit wird immer weniger – Stichwort Digitalisierung, Stichwort Automatisierung. Die Jobcenter scheint das aber nicht zu beunruhigen. Wie kann unsere Gesellschaft dieser Herausforderung begegnen?*

IH Über die sinkende Zahl der Arbeitsplätze durch genau diese Entwicklungen wird intern gar nicht gesprochen. Es ist ein totales Tabuthema. Stattdessen wird kommuniziert: Jeder der arbeiten will, findet eine Arbeit. Ein Wandel müsste über die Medien stattfinden. Medien müssten den Mut finden, dieses Thema wahrheitsgemäß und offen zu kommunizieren, das Thema kritisch begleiten und auch Fakten nennen. Und das trauen sie sich leider nicht... Die einzige Alternative, die ich sehe, ist das bedingungslose Grundeinkommen (BGE). Wir müssen diese kontroverse Diskussion führen, um die Gesellschaftsspaltung, die wir derzeit erleben und die auch wächst, aufzuhalten. Der Mensch muss wieder im Mittelpunkt stehen und nicht seine Leistung. Denn diese Leistung kann er gar nicht mehr erbringen, da er die Chance dazu gar nicht mehr bekommt.

KD *Meinen Sie, dass man Unternehmen mehr in die Verantwortung nehmen muss? Es ist ja tatsächlich so, dass seit den 70ern durch die Automatisierung viele Jobs weggefallen sind, Unternehmen trotzdem oder auch deswegen profitabler geworden sind...*

IH Unternehmen müssen auf jeden Fall mehr in die Verantwortung genommen werden. Das fängt schon damit an, dass sehr viele Unternehmen unbezahlte Praktika anbieten, einmal für Studenten, das ist ja ganz klassisch, aber auch für Erwerbslose. Die Geflüchteten sollen da jetzt auch in dieses System der kostenlosen Arbeit eingegliedert werden. Dabei wird natürlich auch oft nur Mindestlohn gezahlt oder die Jobs werden ausgegliedert. Kommunen zum Beispiel – und das regt mich besonders auf – gliedern Tätigkeiten wie Straßenreinigung in Ein-Euro-Jobs aus. Das heißt, sie reduzieren sich selbst ihre Arbeitsplätze weg, beziehungsweise machen sie so billig wie

möglich. Durch die Digitalisierung und Automatisierung, und die nicht stattfindende Besteuerung, beispielsweise von Maschinenarbeit, wird das verschärft.

KD *Stichwort Vita Activa: Ihrer Einschätzung und Erfahrung nach, gibt es da draußen wirklich Menschen, die einfach nicht arbeiten wollen?*

IH Selbstverständlich gibt es die und das seit Menschengedenken. Es gibt und gab immer Menschen, die nicht arbeiten wollen. Allerdings haben wir diese Menschen auch im Erwerbsleben. Das kritisiert keiner. Ich war in der freien Wirtschaft tätig, ich war im öffentlichen Dienst tätig und ich habe immer Kolleginnen und Kollegen mitgeschleppt. Das heißt, die haben einfach wenig gearbeitet oder waren montags immer krank. Hier denke ich, ist die Dunkelziffer sehr hoch. Das kritisiert keiner, stattdessen geht man auf die Menschen los, die sowieso schon als faul stigmatisiert sind. Ich würde sagen, wir sollten uns auch mal auf die Menschen konzentrieren, die im Erwerbsleben sind und nicht arbeiten möchten.

KD *Arbeit ist ja auch immer Definitionssache: Glauben Sie, dass solche Menschen, die sich eigentlich nur mitschleppen lassen, vielleicht woanders durchaus Lust an Arbeit hätten? Ist hier ein Potenzial?*

IH Ja unbedingt. Das BGE würde die Menschen zum Nachdenken anregen: Was will ich eigentlich? Was sind meine Stärken und Schwächen? Viele Menschen haben Angst um ihren Arbeitsplatz und krallen sich daran fest. Da ist es auch egal, ob in der freien Wirtschaft oder nicht. Sie schauen, dass sie einfach wenig auffallen. Stückweise haben sie sich auch ergeben. Die Einstellung ist: Ich sitze hier zumindest noch warm. Das ist mir im öffentlichen Dienst sehr stark entgegengekommen. Weitaus mehr als in der freien Wirtschaft. Ich war in mehreren Behörden tätig – dort achtet niemand darauf, ob ich vor Ort bin oder nicht, ob ich arbeite oder nicht. Das klingt jetzt

**DER MENSCH MUSS
WIEDER IM MITTELPUNKT
STEHEN UND NICHT
SEINE LEISTUNG.**

VIELE MENSCHEN HABEN ANGST UM IHREN ARBEITSPLATZ UND KRALLEN SICH DARAN FEST.

schlimm nach klischeehaftem Beamtentum, aber es ist stückweise tatsächlich so. Es interessiert nicht, ob ich lange krank bin oder nicht. Ich habe immer meinen sicheren Arbeitsplatz. In der freien Wirtschaft muss ich darum natürlich Angst haben, da bin ich natürlich viel schneller weg vom Fenster. Das BGE würde in beiden Fällen funktionieren. Wenn du nicht mehr kannst oder merkst, die Arbeit entspricht dir nicht, dann hast du zumindest ein Grundeinkommen, und das ohne, dass du Repressionen befürchten musst.

KD *Der Begriff Work-Life-Balance spiegelt das ja wider: Es geht nicht mehr nur um Geld, sondern auch darum, einen Sinn in seiner Arbeit zu erkennen. Sehen Sie hier eine Gelegenheit, wo wir als Gesellschaft angreifen können, weil wir merken, dass wir den Status Quo gar nicht mehr wollen?*

IH Definitiv. Allerdings würde ich nicht sagen angreifen, sondern inspirieren: Um was geht es? Was möchte ich für die Zukunft, für mich aber auch für die Gesellschaft? Ich glaube, wir müssen hier viel globaler denken und handeln. Diese Inspiration greift am besten, wenn das Leute vorleben, die nicht nur aufs Geld achten, sondern die sich damit zufrieden geben, einigermaßen gut zu leben, sich dafür aber auch Zeit für andere Dinge nehmen und sich selbst nicht kaputt arbeiten. Es gibt immer mehr Menschen, die diesen Weg einschlagen. Das ist zumindest mein Eindruck auch im Vergleich zu den 80ern und 90ern.

KD *In Hamburg gab es zwei Jahre das Pilotprojekt eines unechten Supermarktes. In dieser Simulation sollten Hartz IV Empfänger das Arbeiten lernen, indem sie Plastikkäse gegen Spielgeld tauschten. Was halten sie von solchen Projekten?*

IH (lacht) Es ist unsäglich. Als ich drei Jahre alt war, hatte ich einen Kaufladen mit Plastikobst, aber das ist doch nichts für erwachsene Menschen. Wir haben dieses Projekt zwei Jahre erfolgreich in die Medien gebracht. Inzwischen gibt es diesen Plastikkaufladen nicht mehr. Ich wurde auch von dort beschäftigten Mitarbeitern und auch vom Einzelhandelsverband sehr stark dafür angegriffen, dass ich das kritisiert habe. Man hat mir auch die Schuld gegeben, dass Menschen dadurch arbeitslos werden, was natürlich nicht stimmt. Ich hätte nicht den Sinn dahinter erkannt. Das Projekt habe ich hauptsächlich kritisiert, da die Jobcenter die Auflage hatten, dort Menschen aus dem Einzelhandel zu schulen – ursprünglich stammte die Maßnahme vom Einzelhandelsverband. Das heißt: Ich habe Menschen reingebucht, die schon im Verkauf tätig waren, also auch ausgebildet waren, die das ganze Metier kannten. Und jetzt sollten sie Plastikobst einräumen. Das ist zynisch und war einfach eine Geldmaschine für den Bildungsträger.

KD *Es gibt auch im Zusammenhang mit solchen sinnlos erscheinenden Projekten ein interessantes Phänomen: Die Menschen freuen sich über einen Ort, an dem sie soziale Beziehung zu anderen aufbauen können und freuen sich auf ihren Arbeitsplatz...*

IH Ja, das kennt man auch aus anderen Maßnahmen. Im Grunde genommen ist das ein sehr trauriges Bild, dass die Menschen nur noch so eine Möglichkeit haben unter Leute zu kommen. Das Phänomen zeigt auch auf, dass Hartz-IV-Empfänger weniger raus gehen, weil sie nicht genug Geld dafür haben. Teilweise gehen die Leute nicht einmal mehr Freundschaften ein, weil sie wissen, dass diese wegen Hartz IV kaputt gehen. Also halten sie sich an diesem Strohalm der Maßnahmen oder an Ein-Euro-Jobs fest, weil sie wissen: Zumindest wird mir die Fahrt dorthin bezahlt. Das nutzt das System gnadenlos aus. ♦

TOP TEN DER ARBEITERLIEDER

Arbeit – vor allem körperliche – war früher untrennbar mit dem Gesang verbunden. In ihren Steigerliedern drückten Bergarbeiter einst ihre Hoffnung aus, nach der harten und gefährlichen Arbeit im Bergwerk wieder ans Tageslicht zurückzukehren. In ihren Worksongs gaben sich die unterdrückten Sklaven auf den US-amerikanischen Baumwollfeldern eine eigene Identität und prägten damit eine ganze Musikepoche des Blues und Jazz. Der Rhythmus koordinierte die Handgriffe in der Arbeitsgruppe, lenkte ab vom schmerzenden Rücken und meistens mag es auch einfach nur Spaß gemacht haben. Wer dagegen in der heutigen Arbeitswelt (auch nur leise) eine Melodie anstimmt, wirkt schnell deplatziert – im Büro wird die Stille nur vom Telefon unterbrochen, auf der Baustelle plärrt das Radio, in den Fabriken trägt man Geräuschschutz. Doch spätestens die Arbeiterbewegung des 19. Jahrhunderts schrieb und komponierte ihre Lieder ganz gezielt zum Protest gegen Unterdrückung und Herrschaft sowie um ihre Sehnsucht nach einer gerechten und solidarischen Gesellschaft zu verbreiten. Die pathetische Sprache des Arbeiterkampfes hat sich überlebt, doch in diesen Liedern haben frühere Generationen ihre utopischen Vorstellungen von Gesellschaft und Arbeit für uns dokumentiert und viele der Inhalte sind weiterhin aktuell.

Diese Top-Ten der Arbeiterlieder versucht einen groben Querschnitt zu zeigen und ist gewiss nicht vollständig. Aber über weitere Vorschläge freut sich unsere Leserbriefabteilung:
redaktion@katerdemos.de.

DIE INTERNATIONALE

Sie ist das bekannteste Arbeiterlied. In vielen sozialistischen Staaten hatte »Die Internationale« den Status einer inoffiziellen Hymne. Der Titel folgt dem kommunistischen Aufruf an die Proletarier aller Länder, sich zu vereinigen. Der ursprüngliche Text stammt vom französischen Transportarbeiter Eugène Pottier, der darin seine Eindrücke aus dem revolutionären Arbeiterstadtrat der Pariser Kommune (März bis Mai 1871) verarbeitet, nachdem er der gewaltsamen Niederschlagung durch preußische Truppen nur knapp entkommen war.

Refrain

Völker, hört die Signale!

Auf zum letzten Gefecht!

Die Internationale

erkämpft das Menschenrecht.

2. Strophe Auszug

Es rettet uns kein höheres Wesen,

kein Gott, kein Kaiser noch Tribun

Uns aus dem Elend zu erlösen

können wir nur selber tun!

Refrain und Auszug zweite Strophe,
Deutscher Text nach Emil Luckhardt, 1910, Melodie von Pierre Degenyter, 1888.

Kurios ist, dass 1972 der westdeutsche Musikverleger Hans R. Beierlein, der unter anderem Udo Jürgens unter Vertrag hatte, die Rechte an »Der Internationalen« erwerben konnte. Daraufhin zahlten ihm die DDR und die anderen sozialistischen Staaten brav Lizenzgebühren, um sie auf ihren Paraden und Parteitagen zu verwenden – zumindest alle außer Nordkorea und Kuba. Seit 2003 sind alle Urheberrechte abgelaufen. Leider wird sie heute kaum noch gespielt, obwohl sie ganz schön ins Ohr gehen kann.

DER ROTE FADEN

I. An die Arbeit S. 22

II. Arbeitsteilung S. 38

III. Arbeitsplatzmodell Hausfrau S. 60

IV. Arbeiterlieder

DIE GEDANKEN SIND FREI

Die meisten kennen das Lied wohl aus Kindertagen oder aus der Werbung für einen E-Mail-Anbieter. Tatsächlich wurde es auch stets von der Arbeiterbewegung gesungen, um in Zeiten politischer Unterdrückung den Willen nach Meinungsfreiheit und Selbstbestimmung auszudrücken.

Der Text »Die Gedanken sind frei« fand sich erstmals um 1780 auf Flugblättern. In den folgenden Jahrzehnten entstand dazu die Melodie. Zur Zeit der bürgerlichen Revolution 1848 stand es für viele Jahre auf der Liste der verbotenen Lieder. In solchen Zeiten wurden oft politisch unverfängliche Strophen zu der sonst eingängigen Melodie gedichtet. Sophie Scholl, später für eine Flugblattaktion von den Nazis ermordet, spielte auf der Flöte die Melodie vor dem Gefängnis, in dem ihr Vater im August 1942 wegen Hitler-kritischen Äußerungen inhaftiert war.



Die Ge-dan-ken sind frei, wer kann sie er-ra-then? Sie flie-gen vor-



bei wie nächt-li-che Schat-ten. Kein Mensch kann sie wis-sen, kein



Jä-ger sie schie-ßen. Es blei-bet da-bei: Die Ge-dan-ken sind frei.

Erste Strophe, Melodie in der Fassung der
»Schlesischen Volkslieder«, 1842

LITTLE BOXES

Eigentlich ist »Little Boxes« kein klassisches Arbeiterlied, aber die Melodie ist ein gnadenloser Ohrwurm. Einige kennen das Lied vielleicht als Titelmelodie der US-Serie Weeds. Tatsächlich hat es die großartige Malvina Reynolds 1962 geschrieben. Es markiert die Konformität in der US-amerikanischen Mittelschicht und die arbeitsethisch bekannte auch.

Little boxes on the hillside, little boxes made of ticky tacky

Little boxes on the hillside, little boxes all the same

And the people in the houses all went to the university

Where they were put in boxes and they came out all the same

And the boys go into business and marry and raise a family

In boxes made of ticky tacky and they all look just the same.

DIE SCHLESISCHEN WEBER

»Das Weberlied« ist eigentlich ein Gedicht von Heinrich Heine. Der Text ist beispielhaft für die politische Lyrik des sogenannten Vormärz, die Zeit vor der bürgerlichen Revolution von 1848. Von Karl Marx 1844 in der Zeitschrift »Vorwärts!« veröffentlicht, nahm es damals direkten Bezug auf den schlesischen Weberaufstand. Die schlesischen Leinenweber mussten damals entweder in zermürbender Heimarbeit mit den Maschinen der Textilfabriken konkurrieren oder für einen Hungerlohn in deren Fabriken arbeiten. Die preussische Provinz nagte am Hungertuch, bis es im Juni 1844 zum Aufstand kam, der von preussischen Militärs brutal niedergeschossen wurde. Heine wollte damals selbst als politisch Verfolgter im Pariser Exil. Der Text wurde mehrfach vertont und ein Klassiker der Arbeiterlieder.

Das Schiffelein fliegt, der Webstuhl kracht,

Wir weben emsig Tag und Nacht –

Altdeutschland, wir weben dein Leichtenuch,

Wir weben hinein den dreifachen Fluch –

Wir weben, wir weben!

Finfte Strophe. Das Lied von den schlesischen Webern,
Heinrich Heine

HERE'S TO YOU, NICOLA AND BART

Eines der bewegendsten Arbeiter- und Protestlieder überhaupt, geschrieben von der US-amerikanischen politischen Sängerin Joan Baez zu einer Melodie von Ennio Morricone. Das Lied gedenkt der italienischstämmigen Arbeiter Nicola Sacco und Bartolomeo Vanzetti, die in den 1920ern durch US-amerikanische Gerichte mittels fragwürdiger Indizien aufgrund ihrer anarchistischen Überzeugungen zum Tode verurteilt und hingerichtet wurden. Das Lied wurde in mehrere Sprachen übersetzt und entwickelte sich zu einer internationalen Hymne für die Opfer politischer Justiz.

ARBEIT NERVT

Die Hamburger Gruppe Deichkind hat mit ihrem titelgebenden Lied »Arbeit nervt« auf ihrem vierten Album (2008) wiederum ihre Meinung über die nervige Arbeitsgesellschaft thematisiert und das noch dazu »leider geil«. Die Kater Demos-Redaktion musste lange diskutieren, ob »Bück dich hoch« von 2012 nicht doch das bessere »Arbeiterlied« von Deichkind sei.

UNION STRIKE FOLK SONG

»Come gather 'round children, It's high time ye learned«, hebt Lisa die Stimme an zu ihrem Arbeiter-song. In der Simpsons Episode »Last Exit to Springfield« streiken die Mitarbeiter des Atomkraftwerks. Homer ist Streikführer: »A hero named Homer and a devil named Burns«. Die streikenden Arbeiter versammeln sich zum Spiel von Lisas Gitarre und gemeinsam singen sie: »They have the plants but we have the power«. Ein Simpsons-Klassiker von 1993. Der Text ist von den Simpsons-Autoren Jay Kogen und Martin & Wallace Wolodarsky.

ROTTER WEDDING

Heute ist der Wedding nicht mehr rot, sondern irgendwie bunt. Aber das Berlin der zwanziger und frühen dreißiger Jahre war politisch vor allem geprägt vom Straßenkampf der roten Kommunisten gegen die braunen Nationalsozialisten. »Roter Wedding« war das Lied der gleichnamigen Agitpropgruppe »Der rote Wedding«, die ab 1929 hauptsächlich im Berliner Norden politisch und propagandistisch aktiv war. In der Interpretation von Ernst Busch wurde das Lied schließlich allgemein bekannt.

BRÜDER ZUR SONNE. ZUR FREIHEIT

Das Lied ist die deutsche Nachdichtung des russischen Arbeiterlieds »Смело, товарищи, в горы!« (Tapfer, Genossen, im Gleichschritt), das der Revolutionär Leonid P. Radin 1896 im Moskauer Gefängnis schrieb. Erstmals 1898 von politischen Gefangenen auf dem Marsch in die sibirischen Revolutionen gesungen, wurde es in den russischen Revolutionen 1905 und 1917 schließlich zur Arbeiterhymne. Der Dirigent Hermann Scherchen, nebenbei Leiter eines Arbeiterchores, lernte das Lied während des ersten Weltkrieges in russischer Kriegsgefangenschaft kennen und schuf 1918 eine deutschsprachige Fassung.

WE SHALL OVERCOME

...ist das bekannteste Lied der US-Bürgerrechtsbewegung. Text und Melodie haben verschiedene Ursprünge. Doch erstmals gesungen wurde das Lied im Oktober 1945 von den zumeist afro-amerikanischen Tabakarbeiterinnen der »Food and Tobacco Workers Union« während eines fünfmonatigen Streiks in South Carolina.

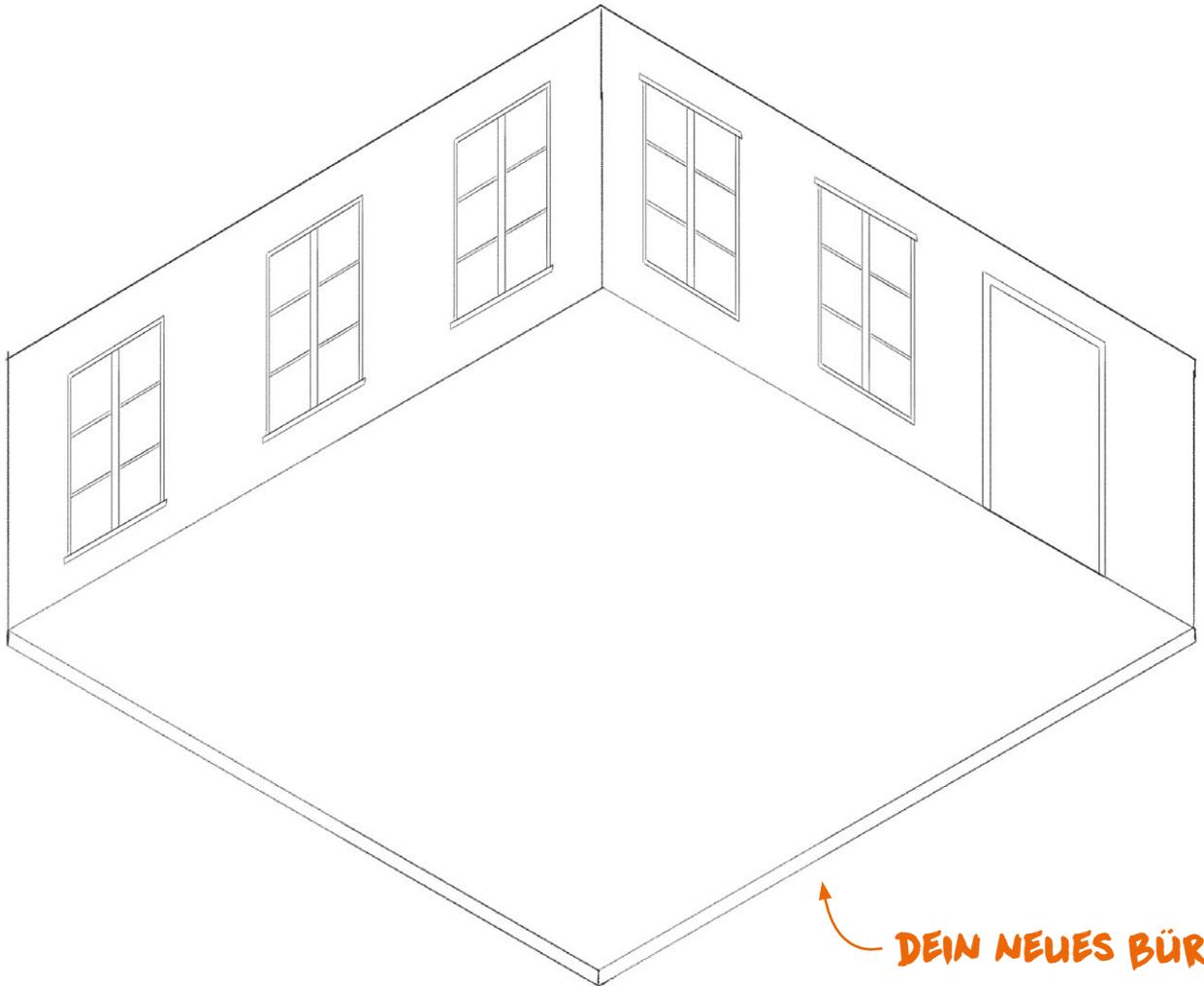


Karl Adamek: Lieder der Arbeiterbewegung (2013)

ALLES FÜR DIE KATZ

BÜROGAMI FOR BEGINNERS

ILLUSTRATION STEFFEN GORSKI

**DEIN NEUES BÜRO**

Na du Bürohengst? Zeit für einen Tapetenwechsel? Hier kannst du mal so richtig träumen. Dich richtig austoben. Alles rauslassen. Den nervigen Bürokollegen zum Beispiel. Oder wieder reinlassen. Die kleine Süße aus dem dritten Stock. Oder den heißen Kollegen, den du immer beim Kopieren mittwochs triffst. Hier kannst du deinen beruflichen Wünschen und Utopien freien Lauf lassen. Dieses 50-Quadratmeter-Büro sei ganz dein! Du kannst alles damit anstellen, was dir einfällt. Sei kreativ, sei mutig, sei ein Löwe! Du kannst das!

DEINE NEUE
EINRICHTUNG



AUSSCHNEIDEN,
AUFKLEBEN!

LASST SIE ARBEITEN!

Mehr als eine Million Flüchtlinge sind im letzten Jahr nach Deutschland gekommen, viele davon gut ausgebildet. Trotzdem haben sie es meist schwer, eine Arbeit zu finden. Ein Startup in Berlin will das nun ändern – und 10.000 Flüchtlingen einen Job vermitteln.

TEXT CHRISTOPH ZEIHNER
FOTOS MECHUTHAI

Hussein ist unsicher, er redet nicht gerne über sich. Seine Stimme ist leise, immer wieder verschluckt er die letzten Silben seiner Worte. So als wüsste er nicht, ob es richtig ist, was er da sagt. Dabei verkörpert er genau das, was man sich unter der Erfolgsgeschichte eines Flüchtlings vorstellt. Nur er selbst scheint das noch nicht so ganz zu glauben.

Etwas mehr als ein Jahr ist es her, dass Hussein aus Syrien geflohen ist. Auf einem Boot setzt er damals von der Türkei nach Griechenland über, von dort aus geht es weiter mit dem Flugzeug nach Düsseldorf, dann im Zug nach Berlin. Hussein hat dort Verwandte, trotzdem muss er wie alle anderen Flüchtlinge die ersten Monate in Erstaufnahmelagern verbringen: Fußballhalle, Basketballhalle, ein leerstehendes Irrenhaus.

In der Basketballhalle teilt er sich ein Bad mit 300 anderen. Im Irrenhaus sei er sich irgendwann nicht mehr sicher gewesen, ob sie die Anstalt wirklich stillgelegt hätten. Er scherzt, aber seine Sätze werden kürzer. Gerne redet

er nicht über diese Zeit. Seine Ankunft in Deutschland ist bestimmt von zwei Erfahrungen: Enge und Langeweile.

Nach monatelangem Warten erhält Hussein schließlich eine Aufenthaltserlaubnis. Und er darf endlich arbeiten. Das Nichtstun hat ihm zu schaffen gemacht. »Ich kann nicht ohne Arbeit«, sagt er. »Genauso wenig wie die anderen, die hier her kommen. Die Meisten hatten in Syrien einen ganz normalen Job. Ich zum Beispiel habe vier Jahre im Sales Management gearbeitet.«

Schnell ergattert er in Berlin eine Stelle für Arabisch-Muttersprachler in einem Callcenter. Nebenher belegt er Deutschkurse. Der Job ist langweilig, er unterfordert Hussein. Aber immerhin Arbeit, denkt er sich. Zur Weihnachtsfeier trifft sich die Belegschaft in einer Bowlingbahn. Zwischen Bier, Pins und deutscher Gemütlichkeit lernt er Remi kennen, einen Norweger, dessen Frau auch im Callcenter arbeitet. Remi ist einer jener Menschen, die andere sofort mit ihrem Lächeln umarmen. Es ist eine Begegnung, die Husseins Leben verändern wird.



EIN LINKEDIN FÜR FLÜCHTLINGE

Große Ideen brauchen bekanntlich Platz zum Wachsen. In der Karl-Marx-Allee in Berlin Friedrichshain gibt es davon mehr als genug. Die Straßen sind breit, früher marschierten hier Paraden. Die Wohnungen hinter den Fassaden sind eng, von Arbeitern für Arbeiter gebaut. Die Gegend wirkt heute wie aus der Zeit gefallen. Ganz so als hätte die Straße bloß noch die Aufgabe, staunende Touristen-Blicke Richtung Fernsehturm zu lenken.

Drei Monate nach der Weihnachtsfeier sitzt Remi, der Norweger, hier in einer kleinen Zwei-Zimmer-Wohnung im ersten Stock. Er trägt Wollmütze und Drei-Tage-Bart. An der Wand hinter ihm hängen Filmposter von Quentin Tarantino, eine typische Jungs-WG eben. Genau hier hat Remi gemeinsam mit drei Freunden das Startup MigrantHire gegründet. Das Schlafzimmer eines der Gründer dient gleichzeitig als Büro. Ihr Ziel: eine Job-Plattform für Flüchtlinge.

»2015 sind eine Millionen Flüchtlinge nach Deutschland gekommen«, sagt Remi. »2016 werden wir 10.000 Flüchtlingen dabei helfen, einen Job zu finden. Das ist unsere Mission, an der wir gemeinsam arbeiten.« Eine Art LinkedIn für Flüchtlinge soll MigrantHire irgendwann werden. »Im Moment konzentrieren wir uns auf diejenigen, die als Flüchtlinge anerkannt sind und eine Arbeitserlaubnis haben«, sagt Remi. »Alles andere ist für uns im jetzigen Stadium zu aufwendig. Das kommt später.«

Remis Stimme klingt naiv und zugleich ernsthaft. Eine Mischung, die einen alles glauben lässt, was er sagt. So muss es auch Hussein ergangen sein, als er Remi das erste Mal in der Bowlingbahn getroffen hat. Als der ihm damals von seiner Idee erzählt, ist seine einzige Antwort: »Mach das! Und ich helfe dir dabei!« Heute sitzt Hussein neben Remi am Schreibtisch – als bezahlter Social-Media-Beauftragter von MigrantHire.



GEGEN DIE ANGSTMENSCHEN

10.000 Arbeitsplätze für Flüchtlinge, das klingt utopisch. Für manche sogar gefährlich. Besonders für jene, die Angst haben, ihren Job an einen Migrant zu verlieren. Während sich die Bundesrepublik derzeit mit einer Arbeitslosenquote von 6,3 Prozent schmückt, liegt das Land Berlin gerade bei 10,8. Friedrichshain-Kreuzberg kommt sogar auf 11,6 Prozent. Und ausgerechnet hier kommen vier Jungs auf die Idee, Ausländern Jobs zu vermitteln.

Dabei sind die Zahlen eindeutig. »350.000 Flüchtlinge jährlich sind für den deutschen Arbeitsmarkt rein quantitativ derzeit kein Problem, denn jährlich entstehen rund 700.000 Arbeitsplätze neu«, verkündet Detlef Scheele, Vorstandsmitglied der Bundesagentur für Arbeit, jüngst vor dem Club Hamburger Wirtschaftsjournalisten. Keine Konkurrenz für deutsche Jobbewerber also. Aber wenn es um Gefühle geht, insbesondere um Angst, kommt man mit Statistiken nicht weit. Denn die Fakten, die sie abbilden, sind oft nicht greifbar. Es sind Potenziale, Möglichkeiten, Garantien für die Zukunft. Um Leute zu überzeugen, braucht es aber sichtbare Fakten.

Das dachten sich auch Fabian und René. Die beiden Entwickler sind für die technische Seite zuständig – ihre Wohnung ist außerdem die Zentrale von MigrantHire. Beide hatten seit einiger Zeit das Gefühl, ihr Land nicht mehr so recht wiederzuerkennen. »Ich habe mir Sorgen gemacht, weil die Rechten plötzlich so viel Zustrom hatten. Das sind Bauernfänger«, sagt Fabian. »Man sollte einfach ein gutes Beispiel setzen«, sagt René. »Zeigen, dass Integration möglich ist. Dass das eine Chance ist für Deutschland. Die Leute, die kommen, sind talentiert. Die können Jobs machen, für die wir keine qualifizierten Leute haben.« ▶





»UNS WURDE GESAGT, WIR SEIEN ZU SPÄT«

Remi hat sich im September 2015 dazu entschieden, sich zu engagieren. Es war der Monat, in dem sich der Budapester Keleti-Bahnhof in ein Flüchtlingslager verwandelt hat. Die ungarischen Behörden sperren damals den Bahnhof für Migranten, hindern sie an der Weiterreise. Auf dem Vorplatz demonstrieren die Flüchtlinge. Sie skandieren auf Arabisch »Deutschland, Deutschland«. Dort wollten sie hin. Am Ende gab die ungarische Führung nach.

Nur zwei Tage später ist Remi in Budapest. Noch immer sind viele der Flüchtlinge am Bahnhof. Er möchte helfen, weiß aber nicht wie. Für ihn ist das der Moment, der in ihm den Gedanken wachsen lässt: Ich muss etwas tun. Es ist der Moment, in dem die Flüchtlingskrise in seinem Leben sichtbar wird. Und sie ist seit dem nicht mehr verschwunden.

Wieder in Deutschland ist Remi motiviert, etwas zu tun. Den Flüchtlingen hier helfen, wo er die Möglichkeit dazu hat. Er will ihnen helfen, das zu erreichen, was neben der Sprache als Wundermittel der Integration gilt: einen Job finden. Aber so einfach ist das nicht. »Uns wurde gesagt, wir seien zu spät mit unserer Idee«, sagt er. »Es gebe andere Plattformen für Flüchtlinge. Uns wurde gesagt, wir sollten das nicht machen. Aber was soll ich tun, als Basketballer bin ich eben ein Wettbewerbstyp.«



DEUTSCH IST KEIN EINSTELLUNGSKRITERIUM

Plattformen und Initiativen für Flüchtlinge gibt es tatsächlich viele, selten sind sie aber auch von Flüchtlingen initiiert. Das ist eine Sache, die MigrantHire von anderen Projekten unterscheidet. Das andere ist die Ausrichtung. Remi, Hussein, René und Fabian konzentrieren sich – anders als viele andere Projekte – auf eine Branche, die sich für Flüchtlinge in zweierlei Hinsicht anbietet. Auf einen Bereich, in dem tatsächlich händeringend Bewerber gesucht werden: die IT-Branche.

»Mehr als jedes zweite ITK-Unternehmen (54 Prozent) gibt an, dass aktuell ein Mangel an IT-Spezialisten herrscht«, berichtet der Digitalverband Bitkom im November 2014. »42 Prozent erwarten sogar, dass sich der Fachkräftemangel in Zukunft weiter verschärfen wird.« 41.000 offene Stellen zählt Bitkom in der gesamten Branche. Ein weiterer Vorteil von IT-Jobs: Deutschkenntnisse sind für Entwickler nur selten ein wesentliches Einstellungskriterium. Code und Englisch ist meist viel wichtiger als Deutsch. Und gut ausgebildete Syrer, die nach Deutschland kommen, sprechen auch gut Englisch.



HUSSEIN MACHT WERBUNG

»Wir kennen die Startups und wissen, dass die Entwickler suchen. Die kommen zu uns und sagen: ›Wir finden es toll, was ihr macht. Wir brauchen Entwickler. Und wir zahlen euch zehn Prozent Provision.« Wir haben also ein klares Businessmodell«, sagt Remi. Wenn ein Flüchtling also tatsächlich einen Job findet, bekommt MigrantHire zehn Prozent des Jahreseinkommens als Provision. Gezahlt vom Unternehmen, nicht abgezwickelt vom Einkommen. Normale Agenturen nehmen hingegen 20 bis 30 Prozent.

Mehr als eintausend Bewerber haben sich bereits in der MigrantHire-Datenbank angemeldet – viele davon sind Entwickler oder IT-Spezialisten. Damit es noch mehr werden, macht Hussein ordentlich Werbung im Internet. Er weiß, wem seine Landsleute, die hier nach Deutschland gekommen sind, online folgen. Und er weiß auch, wie man sie anspricht. Zu den Flüchtlingsheimen geht er nicht mehr persönlich. Er war lange genug da. Außerdem wartet dort niemand mit einem Schild um den Hals, auf dem seine Jobqualifikationen stehen.

In zwei bis drei Monaten wollen sie 50 Entwicklern einen Job vermitteln. Und mit dem Geld, das sie damit verdienen haben, dann die Plattform weiter aufbauen. Flüchtlinge und Unternehmen sollen sich dort Profile anlegen können, um miteinander in Kontakt zu treten. Denn noch ist MigrantHire nur eine Internetseite, über die man mit den vier Jungs in Kontakt treten kann. Später wollen sie ihre Plattform dann für alle Branchen öffnen.

10.000 Jobs wollen sie in einem Jahr vermitteln. Noch sind die Erfolge überschaubar. Und man ertappt sich dabei, dass man sich wünscht, es würde funktionieren. So ganz sicher ist man sich aber nicht. Auch nicht, ob die vier überhaupt selbst daran glauben. Oder ob sie – was verständlich wäre – einfach ein großes Ziel ausrufen, um das Machbare zu erreichen. Ein Anfang ist immerhin gemacht. Die ersten Flüchtlinge haben bereits Termine für Vorstellungsgespräche. Und einen Job haben sie ja auch schon vermittelt, an Hussein. ♦



Christoph Zeiher schreibt gegen Geld. Früher wollte er Architekt werden. Musste aber feststellen, dass ihm schwarze Rollkragenspullover so gar nicht stehen. Heute ist er Journalist, selbstständig und das auch noch in Berlin. Mutter sagt, das geht so nicht. Die zweite Ausgabe Kater Demos hat Mama trotzdem gleich bestellt.

— REMOTE .

ORTSUNABHÄNGIG ARBEITEN



Remote-Arbeit ist dank moderner Kommunikationstools international auf dem Vormarsch. In Deutschland herrscht allerdings noch Skepsis. Wenig verwunderlich, dass wir hinter den meisten anderen EU-Ländern zurückhängen. Die bestehenden Möglichkeiten ortsunabhängig zu arbeiten werden nicht ausgeschöpft. Dabei ergeben sich für Arbeitnehmer und Arbeitgeber viele Vorteile: Das Modell spart Lebenszeit und Geld.

Remote arbeiten heißt ortsungebunden zu arbeiten. Das passiert heute in den meisten Fällen digital vernetzt. Wer nicht an einen festen Büroarbeitsplatz gebunden ist, kann seine Arbeit an dem Ort erledigen, an dem er sie gerne erledigen möchte. Das kann der heimische Schreibtisch sein (Homeoffice), den man dann praktischerweise von der Steuer absetzen kann. Das kann auch ein Tisch in einem Coworking Space sein, in dem man sich seine Tischgenossen ausgesucht hat. Das kann ein gemütliches Café sein. Das kann ein Tisch in der örtlichen Bibliothek sein. Das kann der Küchentisch der besten Freundin sein. Es kann aber auch der Gartentisch an Opas Laube sein. Oder ein Strandkorb an der Ostsee. Es kann auch, abhängig von Wetter und Laune, heute dies und morgen das sein. Der Ort der Arbeit ist also frei wählbar.

Innovative Arbeitsmodelle lösen hierzulande oft Abwehr- und Beißreflexe aus. Geht es um Remote-Arbeit, ist das nicht anders. Arbeiten die Angestellten denn auch wirklich, wenn ich sie nicht direkt im Blick habe? Ist es nicht zu einsam, wenn ich nicht jeden Tag ins Büro gehe? Was, wenn niemand mehr meine Überstunden sieht, aber alle erwarten, dass ich permanent erreichbar bin? Und was, wenn ich zwischendurch mal was fragen will? Sind Meetings face-to-face nicht viel effektiver? All das sind Fragen, die dem inzwischen ziemlich etablierten Modell entgegentreten.

In Deutschland liegt der Anteil derer, die remote arbeiten, bei etwa zwölf Prozent. In den letzten Jahren ist die Tendenz gegenläufig zum EU-Trend leicht abfallend. Wir liegen damit deutlich hinter den nord-europäischen Ländern (Skandinavien und Großbritannien), aber auch hinter Portugal, Österreich und Frankreich. Wir liegen auch hinter einigen osteuropäischen Ländern wie Polen, Estland und Slowenien. Dem steht der Wunsch der meisten deutschen Werktätigen gegenüber, ganz oder zumindest teilweise remote arbeiten zu können. Nur 28 Prozent geben an, lieber im Büro zu arbeiten, der Rest arbeitet bereits von zu Hause (10 Prozent), würde lieber ganz von zu Hause aus arbeiten (21 Prozent) oder zumindest einige Tage die Woche diese Möglichkeit haben (41 Prozent). In den Niederlanden gibt es seit 2015 sogar einen Rechtsanspruch auf Homeoffice. Mittlerweile arbeitet dort mehr als ein Drittel in einer entsprechend organisierten Arbeitswelt. Arbeitgeber müssen dort den Nachweis erbringen, dass Remote-Arbeit dem Unternehmen schaden würde, wenn sie ihren Mitarbeitern die Möglichkeit verwehren wollen – ähnlich wie beim deutschen Rechtsanspruch auf Teilzeit.

IST DER ANGESTELLTE AUS DEM BÜRO, TANZT ER AUF DEM TISCH?

Ein häufiger Grund gegen Remote-Arbeit, den Unternehmen nennen, ist die Angst vor sinkender Produktivität der Mitarbeiter. Diese seien zu Hause abgelenkter und weniger kontrollierbar. Daniel ist fest angestellter Softwareentwickler in einer Consulting-Firma. Er hat in den letzten acht Jahren sowohl remote als auch vor Ort gearbeitet. Dabei hat er die Erfahrung gemacht, dass andere Faktoren als der Arbeitsort ausschlaggebend dafür sind, wie produktiv er ist. »Am wichtigsten ist, dass ich konzentriert arbeiten kann. Das ging bisher am besten in kleinen Büros oder zu Hause. In Großraumbüros vor Ort war ich deutlich ▶



unproduktiver. Die Lautstärke ist oft eine Zumutung und jenseits jeglicher Lärmrichtlinien. Einige meiner Kollegen haben sich deshalb sogar Kopfhörer mit Geräuschunterdrückung gekauft. Wer durfte, hat sich zwischendurch ins Homeoffice zurückgezogen.« Es gibt auch für andere Arbeitsbereiche Studien, die zeigen, dass Remote-Arbeit die Produktivität sogar steigern kann. Dies ergibt beispielsweise eine Untersuchung der Stanford University mit Callcenter-Mitarbeitern eines großen Reiseanbieters. Belege für sinkende Produktivität gibt es bisher keine.

Arbeitgeber befürchten auch, dass ihre Mitarbeiter remote nicht mehr jederzeit ansprechbar sind. Sonia (Name von der Redaktion geändert) lebt im Rheinland und hat drei Jahre lang remote für eine brasilianische IT-Firma gearbeitet. Sie hat im Berufsalltag Ländergrenzen und Zeitzonen überschritten und mit diesem Modell gute Erfahrungen gemacht. Als sie nach Deutschland zog, wurde ihr fester Vertrag in ein Freelance-Modell umgewandelt, was aus rechtlichen Gründen nicht anders ging. Remote waren nicht alle, das Konzept gehörte aber zur Firmenkultur. »Der Rest des Teams hat vor Ort im gemeinsamen Büro gearbeitet, aber alle hatten die Möglichkeit auch von zu Hause aus zu arbeiten, wenn es gerade bequemer war – aus was für Gründen auch immer.« Erreichbarkeit war für sie besonders zentral. »Ich war verantwortlich für Produktionsserver und Support des Entwicklungsteams, ich musste also erreichbar sein, wenn Fehler auftauchten oder wenn einer der Entwickler vor Ort meine Hilfe benötigte.«

Auch Jens hat als Ingenieur in der Konstruktion, Entwicklung und im Design von Mountainbikes nicht nur in Berlin am heimischen Schreibtisch gearbeitet, sondern sich auch im eigenen Viertel ein Büro mit anderen Freiberuflern geteilt. Er arbeitet seit über zwölf Jahren remote, über zehn Jahre davon aus Berlin für einen Kölner Auftraggeber, ein halbes Jahr in dieser Zeit von Taiwan aus. Seit zwei Jahren ist er nun für ein Mainzer

Unternehmen tätig. Er lebt und arbeitet aber bis auf ein paar Tage vor Ort nach wie vor in Berlin. Die Kollegen und Partner sitzen neben Taiwan auch in den USA. Sein Arbeitsumfeld ist auch hier über Landesgrenzen und Zeitzonen hinweg vernetzt. Bei ihm ist es vorgekommen, dass Ansprechpartner telefonisch nicht erreichbar waren. »Wäre man vor Ort, könnte man einfach hingehen und eine Frage stellen. Die Antwortzeiten sind dadurch manchmal länger, gelegentlich kann die Flut an geschriebenen Mails für Unübersichtlichkeit sorgen.« Ständige Erreichbarkeit und häufige Unterbrechungen können aber auch Störfaktoren sein. »Als Entwickler ist es extrem wichtig, mehrere Stunden am Stück ungestört arbeiten zu können. Werde ich unterbrochen, brauche ich mindestens 30 Minuten um wieder reinzukommen. Remote passiert das viel seltener. Fragen kommen je nach Dringlichkeit per Email oder Chat, angerufen werde ich nur, wenn der Server brennt«, erklärt uns Daniel.

EINE FRAGE DER (SELBST-)ORGANISATION

Remote muss man, das gibt Sonia zu bedenken, in der Lage sein, sich selbst zu organisieren und die vereinbarten Arbeitsstunden auch einzuhalten. Diese Herausforderungen bringen auch viele Präsenzjobs mit sich. Auch hier kann man in die Falle tappen, zu viele Überstunden zu machen oder sich durch Kollegen oder andere Dinge ablenken zu lassen. Ob Präsenz oder Remote, in beiden Fällen merken Vorgesetzte und Kollegen schnell, ob man zuverlässig arbeitet – nämlich am gelieferten Arbeitsergebnis. Herausforderung ist, wie bei ortsgebundener Büro­tätigkeit auch, die Selbstmotivation. »Ob ich mich motivieren kann meine Aufgaben direkt zu erledigen, oder ob ich mich durch Facebook und Twitter ablenken lasse, hatte bisher nichts mit meinem Arbeitsort zu tun. Es lag eher an der Art der Aufgabe und kam bislang häufiger im Büro als remote vor«, ist Daniels Erfahrung dazu.



Während er und Sonia feste Arbeitszeiten eingehalten haben und Überstunden eher Ausnahme als Regel waren, musste Jens in seiner Freiberuflichkeit lernen, die Arbeitsmails im Urlaub abzuschalten. »Ich schätze die Flexibilität in den Arbeitszeiten besonders, das ist allerdings auch Fluch und Segen. Man kann jederzeit arbeiten, kommt aber manchmal deshalb auch nicht zur Ruhe. Durch den Zeitunterschied kann man Projekte oft sogar schneller abarbeiten. Dass ich meinen Arbeitsort frei wählen kann, finde ich super!«, beschreibt Jens seinen Arbeitsalltag. Überstunden und permanente Erreichbarkeit sind allgemein Probleme unserer Zeit, man muss wieder lernen sich in seiner Freizeit abzugrenzen vom Beruf oder vom Job, wenn man keine Zulagen für vertraglich vereinbarten Bereitschaftsdienst bekommt. Diese Probleme gibt es allerdings unabhängig vom Arbeitsort. Auch die Sache mit dem Urlaub ist eher mit dem Konzept Freiberuflichkeit verbunden als mit dem Arbeitsort. Die Frage ist also nicht ob remote oder nicht remote, sondern eher ob geregelte Arbeitszeiten von allen Seiten eingehalten werden können.

DER SCHNACK ZWISCHENDURCH

Ein weiterer Kritikpunkt ist die Frage nach Einsamkeit im Alltag. Darauf ist auch Sonia im Interview eingegangen. »Es gab natürlich auch Tage an denen mir die unmittelbare Interaktion mit Kollegen gefehlt hat, man kann sich etwas einsam fühlen dann.« Allerdings hat man so abends mehr Energie auch unter der Woche noch Freunde zu treffen. Wer das nicht wie Sonia in der Freizeit ausgleichen kann, hat mittlerweile in den meisten größeren Städten die Möglichkeit, sich in einen Coworking Space einzumieten, sich also mit anderen remote arbeitenden Menschen ein Büro zu teilen. Man kann auch, wenn einem mal die Decke auf den Kopf fällt, in einigen davon nur tageweise einen Schreibtisch belegen. »Wenn man remote arbeitet, hat man aber auch die Chance, mehr Zeit mit der Familie zu verbringen. Mittagessen mit den Kindern ist wieder möglich, oder, wenn beide Partner remote arbeiten, sogar mal eine gemeinsame Kaffeepause zwischendurch. Vielleicht sollte man sich mal fragen, ob das nicht wertvoller ist, als die Zeit mit irgendwelchen Kollegen, die man sich nicht ausgesucht hat«, ist Daniels Haltung dazu.

Wenn wie in Sonias Fall nur wenige Mitarbeiter remote arbeiten, muss die interne Kommunikation entsprechend angepasst werden, damit keine Schwierigkeiten entstehen ►

Google Hangouts ist ein Videokonferenz-Tool, das außerdem Chats mit bis zu je 150 Teilnehmern zulässt. Die Verläufe werden gespeichert und sind mit Suchfunktion ausgestattet. Campfire ist ebenfalls ein Kollaborationstool mit Realtime-Chat. Texte, Dateien und Codeelemente können zudem geteilt werden. Slack verbindet Messenger mit Such- und Archivfunktion. GitHub ist ein Filehostingservice, der als webbasierter Online-Dienst Software-Entwicklungsprojekte auf seinen Servern bereitstellt. Pivotal Tracker ist ein Tool für agiles Projektmanagement. Aufgaben können priorisiert und Arbeitsabläufe koordiniert werden. Office 365 ist die Onlineversion von Microsoft Office. Das Büropaket liegt in der Cloud und kann von überall kollaborativ genutzt werden. Lync ist ein Service, der Projektmanagement und digitale Dokumentation anbietet. Skype ist ein kostenloser Messaging-Dienst. Er ermöglicht Videokonferenzen, IP-Telefonie, Instant-Messaging, Dateiübertragung und praktischerweise auch Screen-Sharing.

COMING INTO
THE OFFICE JUST
MEANS THAT
PEOPLE HAVE TO
PUT ON PANTS.
THERE'S NO
GUARANTEE OF
PRODUCTIVITY.

Jason Fried & David Heinemeier Hansson



Saskia Sell hat sich heute ihre beiden Kindheits-Traumberufe zusammengebastelt. Früh inspiriert durch April O'Neil (Ninja Turtles-Comicreihe) und den Dozenten für Neue Runen der Unsichtbaren Universität von Ankh Morpork (Scheibenweltromane) war sie live bei der Eröffnung des ersten Internetcafés in ihrer Heimatstadt dabei und hat später an vier Unis in drei Ländern was mit Sprache, Geist und Medien studiert. Sie hat im Onlinejournalismus gearbeitet, als das noch eher uncool war, und ist nun als Journalistik-Dozentin und Kommunikationswissenschaftlerin an der FU Berlin gelandet.

und diejenigen, die nicht vor Ort sind, nicht außen vor bleiben. Der Flurfunk muss also genauso in den Teamchat verlegt werden wie die Absprachen zum Arbeitsprozess. Bei Sonia hat das gut geklappt. Sie selbst hat nur, wenn sie ihre Familie in Brasilien besucht hat, mal im Büro vorbeigeschaut. Kommunikationsprobleme gab es selten, auch dank diverser Anwendungen, mit denen remote Arbeit heute erleichtert wird. »Wir haben Google Hangouts für Chat, Video und Audiokommunikation genutzt, außerdem erst Campfire, dann Slack.« Beides sind etablierte Kommunikationstools, die auf die Bedürfnisse von ortsungebundener Teamarbeit zugeschnitten sind. Die Kommunikation im Chat oder per Mail hat zudem den Vorteil, dass sie unmittelbar dokumentiert wird und später nochmal einsehbar ist. Das ist zuverlässiger als mündliche Absprachen. Daneben war Sonia auch über Skype erreichbar und in einer wöchentlichen Videokonferenz kam regelmäßig das ganze Team zusammen. »Für die Entwicklungsteams haben wir außerdem die üblichen Dinge wie GitHub und Pivotal genutzt.« Projektverwaltung und gemeinsame Arbeit am Softwarecode waren damit auch kein Problem. Jens nutzt ähnliche Tools. »Allen voran Skype mit Videokonferenz und Bildschirmübertragung sind eine große Arbeitserleichterung. Eher gequält haben wir uns eine Weile mit Office365 und Lynk. Das scheiterte vor allem daran, dass es nicht so sehr verbreitet war.« Nun haben sie die passende Lösung für sich gefunden. Daniel betont hier, dass Remote-Arbeit nur funktioniert, wenn die Firma es ernst meint. »Die Prozesse müssen wirklich

angepasst werden. Die Infrastruktur muss es erlauben, dass remote Mitarbeiter beispielsweise in Meetings gleichwertig eingebunden sind. Dafür braucht man eine gute Netzanbindung und gute Videokonferenz-Anlagen. Wenn nur wenige remote arbeiten und das alte Kommunikationsmodell einfach bleibt, sind diese manchmal Mitarbeiter zweiter Klasse. Das habe ich auch schon erlebt. Das sind aber Fehler in der Umsetzung.« Abgesehen davon braucht man natürlich gute Reporting-Tools für arbeitsteilige Prozesse. Die sind allerdings auch wichtig, wenn die Mitarbeiter nicht remote arbeiten.

Für alle drei ist es ein großes Plus, dass das lästige Pendeln zur Arbeit und die entsprechenden Kosten für Auto und Benzin oder die Monatskarte weggefallen sind. Hand aufs Herz, wer steckt schon gerne im Berufsverkehr. Den Arbeitgebern spart ein gutes Remotekonzept die Miete für einen größeren Raum mit einem weiteren Schreibtisch. In der Pause selbst kochen zu können, statt auf Kantine oder Fastfood angewiesen zu sein, um über den Tag zu kommen, war ebenfalls ein großes Plus für Sonia und Daniel. Auch Jens möchte die Möglichkeit remote zu arbeiten nicht mehr missen, denn »dadurch lebt der Traum, eines Tages mit einem Bulli und mobilem Internet am Strand, mit Blick aufs Meer arbeiten zu können!« Was kann es Reizvolleres geben? ♦



Jason Fried, David Heinemeier Hansson:
REMOTE – Office Not Required. (2013)

ZAHLEN, BITTE!

ODER: WAS ES EIGENTLICH BRAUCHT
(UND WIE VIEL ARBEIT ES MACHT), EIN GANZES
MAGAZIN ZU PRODUZIEREN. ET VOILÀ:



17

**fleißige Schreiberlinge
aka Redakteure**

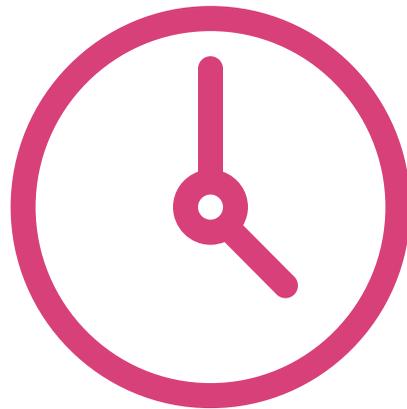
31



Redaktionsmeetings

7.440

**geleistete Stunden
unbezahlte Arbeit**



36



illustrierte Katzen

25%



**weniger, Kommafehler
(vielleicht)**



20.000

bedruckte Papierbögen

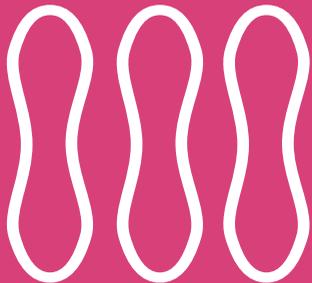


Redaktionsbabys



119.600

geschriebene Wörter



884

verspeiste Katzenzungen



geplünderte
Gründerkonten



Katzenhaarallergiker
(Dunkelziffer höher)

WIR HABEN DOCH (KEINE) ZEIT!



In der Arbeitswelt versuchen wir ständig, Zeit zu sparen – und haben am Ende des Tages dennoch das Gefühl, nicht alles geschafft zu haben. Auf den Arbeitsstress folgen dann Freizeitstress und das Abarbeiten immer länger werdender To-do-Listen. Warum tun wir uns das eigentlich alles an und leiden unter permanenter Zeitnot, statt einfach mehr Zeitwohlstand zu genießen?

VON RAIMON KLEIN



Schon als Kind träumte Raimon davon, irgendwas mit Medien zu machen: Als exzessiver Gamer wollte er zunächst Videospiele programmieren, dann als Filmfan hinter der Kamera stehen und selbst Regie führen. Spätestens seit *Fight Club* wusste er aber, dass nicht alle Jungs »Millionäre, Filmgötter oder Rockstars« sein können. So wurde er schließlich Journalist und bewahrte sich seine Leidenschaft fürs Kino und fürs Zocken.



Was hält uns eigentlich davon ab, ein gutes Leben zu führen? Nun ja, Zeit ist Geld, und deswegen sitzen wir zunächst acht Stunden im Büro, danach müssen wir unsere sozialen Kontakte pflegen, unseren Partner oder unsere Kinder sehen und etwas mit ihnen unternehmen. Attraktiv müssen wir sein und dafür Sport machen. Wir müssen uns selbst entfalten und weiterbilden, unseren Hobbys nachgehen oder ehrenamtlich tätig sein und ach ja, entspannen müssen wir natürlich auch, sonst stimmt die Work-Life-Balance nicht mehr. Aber wie soll man das schaffen? Ohne etwas zu vernachlässigen, so scheint es, hat ein Mensch schlicht nicht die Zeit für all diese Dinge.

Dabei bietet die heutige Arbeitswelt durch den technischen Fortschritt eigentlich genügend Werkzeuge, Zeit zu sparen: Statt *eines* Briefs verschicken wir zig E-Mails pro Tag. Statt mit dem Auto zu verreisen, steigen wir ins Flugzeug, und für Meetings müssen wir nicht mal mehr aufstehen, sondern bleiben zur Konferenzschaltung vorm Laptop sitzen. Warum haben wir am Ende des Tages dennoch das Gefühl, nicht alles geschafft zu haben?

»Wir haben keine Zeit, obwohl wir sie im Überfluss gewinnen«, sagt der Zeitforscher und Soziologe Hartmut Rosa und nennt dies ein unglaubliches Paradoxon unserer modernen Welt. Seiner Meinung nach sind moderne Gesellschaften dadurch gekennzeichnet, dass sie fortwährend auf Wachstum, Beschleunigung und Innovationsverdichtung angewiesen sind, um ihre Struktur beziehungsweise den Status Quo zu erhalten. Dieser Steigerungszwang habe dann Folgen für die Lebensweise, die Lebensorientierung und die Lebenserfahrung der Menschen. Die Rechnung ►

des »höher, schneller, weiter« oder die politisch strazierte Phrase »Wohlstand durch Wachstum« gehen jedoch nicht mehr auf. Im Gegensatz zu früher (»Kind, du sollst es einmal besser haben als wir«) arbeitet die heutige junge Generation dafür, das Niveau ihrer Eltern irgendwie halten zu können oder nicht darunter abzustürzen. Hartmut Rosa formuliert das in seinem »Slippery-Slope-Phänomen«: Der Mensch darf sich nie ausruhen und zufriedengeben, da er sonst einen Verlust oder Nachteil erleiden könnte. Für den Menschen gibt es keine Steuerungsmöglichkeiten mehr, da sich das Tempo der Beschleunigung verselbständigt habe.

ZEITNOTSTAND STATT ZEITWOHLSTAND

Darunter leidet auch der Gemütszustand. Zwar häufen wir immer mehr Dinge an, kommunizieren on- wie offline mit immer mehr Freunden, doch die verfügbare Zeit bleibt immer gleich bei 24 Stunden. Laut Rosa führt die Vielfalt der Optionen dazu, dass ein Mensch, die ihm gegebenen Möglichkeiten, nicht mehr im Laufe seines Lebens ausschöpfen kann. Das gerade Erlebte ist bereits nicht mehr up to date und man hat keine Chance, »lebensgesättigt« zu sterben. Die Steigerungsrate übersteigt die Beschleunigungsrate. Unser Zustand ist also geprägt von einer permanenten Zeitnot, statt von »Zeitwohlstand«.

Dieser Begriff erfasst das Problem und ist gleichzeitig schwierig zu definieren. Eingeführt wurde er in den 1980er Jahren vom Politologen Jürgen Rinderspacher und dann in den 1990er Jahren von dem Ökonomen Gerhard Scherhorn weiter verbreitet, der besonders das Konkurrenzverhältnis zwischen (materiellem) Güterwohlstand und (immateriellem) Zeitwohlstand hervorhob. Hartmut Rosa wiederum beschreibt Zeitwohlstand als einen Zustand, der dann eintritt, wenn Menschen mehr Zeit haben als für die Erledigung ihrer Pflichten erforderlich ist. Je mehr Zeit uns nach dem Abarbeiten unserer To-do-Listen bleibt, desto mehr Zeitwohlstand genießen wir. Und für die Autorin und freie Wissenschaftlerin Friederike Habermann bedeutet Zeitwohlstand schlicht die Freiheit so zu leben, wie wir es wollen – also selbstbestimmt über unsere Zeit und unsere Lebensgestaltung entscheiden zu können.

Diese Definition ist auch nahe am Begriff der Zeitsouveränität, der die Selbstbestimmung über die eigene Verwendung der Zeit umfasst. In der Arbeitswelt wäre das die Möglichkeit, nicht nur die eigene Arbeitszeit selbst zu bestimmen, sondern auch die gewählte Arbeitszeit selbstständig weiter einzuteilen. Also festzulegen, wann und in welcher Reihenfolge etwas gemacht wird. Grundsätzlich tauschen wir bei der Lohnarbeit jedoch unsere Zeit gegen das zu verdienende Geld. Jürgen Rin-

derspacher beschreibt dies im »Zeitpolitischen Glossar« so: Entweder man richtet sein wirtschaftliches Verhalten auf die Maximierung von Gütern und Geld (Güterwohlstand) oder von Zeit (Zeitwohlstand). In der Realität werden beide Präferenzen in nahezu beliebiger Weise miteinander kombiniert. Im ersten Fall setzt man mehr Lebenszeit ein, um ein höheres Einkommen zu erzielen. Im anderen Fall verzichtet man auf mögliches Einkommen, um Zeit (für sich) zu gewinnen.

POSTWACHSTUM STATT STÄNDIGES BESCHLEUNIGEN

Warum tun wir uns den ganzen Zeitstress dann überhaupt an? Unsere Motivation hat zwei Ebenen: Die erste ist die persönliche Ebene, denn Zeit hat sehr viel mit dem subjektiven Empfinden zu tun. »Weil wir denken, dass alle anderen ja auch dynamisch und innovativ sind, haben wir Angst, abgehängt zu werden, wenn wir nicht schnell genug, fit genug und attraktiv genug sind«, lautet die Antwort von Hartmut Rosa. Er spricht dabei von »multiplen Zwängen zur Optimierung«. Die zweite Ebene ist das System: Arbeit im Kapitalismus bedeutet das ständige Streben (müssen) nach Wachstum und Beschleunigung. Denn wer bremst oder auch nur etwas langsamer macht, verliert am Ende – gegen den eigenen Arbeitskollegen, der die Beförderung bekommt, gegen das Konkurrenzunternehmen, das schneller produziert, gegen das soziale Umfeld, das einen belächelt oder gegen sich selbst, wenn man seinen Job verliert und seine Miete nicht mehr bezahlen kann.

Alternativen gibt es einige: Ein bedingungsloses Grundeinkommen (BGE) würde uns die Freiheit geben, so viel oder so wenig zu arbeiten wie wir wollen und unsere Zeit selbstbestimmter zu verbringen. Nicht weniger befreiend wäre eine Arbeitszeitverkürzung bei gleich bleibendem Lohn. Am wirksamsten wären eine Abkehr vom Kapitalismus neoliberaler Prägung und die Hinwendung zu einer Postwachstums- bzw. Degrowth-Gesellschaft. Darin geht es um die Verringerung von Konsum und Produktion, um mehr soziale Gerechtigkeit, ökologische Nachhaltigkeit und auch Zeitwohlstand zu erreichen.

Klingt utopisch? Wie realistisch diese Alternativen sind, hängt auch von uns selbst ab. Wir alle haben die Wahl, mit unserer Stimme von der Politik das BGE einzufordern und uns für eine Arbeitszeitverkürzung einzusetzen. Wir können auch heute schon den Degrowth-Gedanken leben – angefangen damit, etwas weniger auf unsere tägliche To-do-Liste zu setzen, unseren Zeitwohlstand für etwas verwenden, das wir schon lange einmal machen wollten – oder einfach für erholsames Nichtstun. ♦

LESERBRIEFE

Viele Reaktionen gab es auf unsere erste Ausgabe: Kritik und Lob erreichte uns in vielfältigster Form. Leider können wir nicht alles davon abdrucken, daher mal eine kleine charmante Auswahl. Du möchtest uns auch etwas mitteilen? Nur her damit: redaktion@katerdemos.de.

Vielleicht bin ich ein bisschen zu deutsch, aber ich mag Inhaltsverzeichnisse und eures ist der Nahe Osten unter den Inhaltsverzeichnissen.

Alexander aus Berlin

Gratuliere, werte Redaktion, ist euch mit der Erstausgabe klar doch ein beachtlicher Print-Start gelungen! Duft und Griffigkeit wie ein Magazin zu sein hat, Dimension, Klarheit und Substanz der Artikel optimal, Graphik und Layout fast übermäßig gefällig, eine Freude die prächtige Tönung vieler Seiten, desgleichen Qualität und Pfiff der Fotos & Illustrationen, zudem auch manche freie viertel und halbe Seiten, und das ohne an Fremdwerbung zu stoßen – dies liest man beschwingt in paar Stunden weg, zumal politisch »die richtige Grundhaltung« stetig präsent ist, wie auch immer »messianistisch« oder schnodderig formuliert.“

Gert aus Sinntal

Tierische Leser:

Uns erreichte auch tierische Post. Hier die Top 3 unserer tierischen Leser (nein, das auf Bild 2 ist keine Katze): **Katze Megi von Sima aus Kabul** (links), **Husky Tao von Juliette aus Berlin** (Mitte), **Katze Knöpfchen von Sarah aus Berlin** (rechts)



Hi! Klingt spannend, was Ihr tut. Meine Unterstützung ist unterwegs, auf die erste Ausgabe bin ich sehr gespannt. Eins ist mir aufgefallen: Ihr habt »nur« junge Leute in Eurer Redaktion. Zumindest den Bildern Eurer Webseite nach zu urteilen. Noch keinen alten Hasen gefunden? Warum das wichtig ist? Weil man mit den Jahren eine neue Sicht auf die Demokratie bekommt. Weil ich finde, dass die Sicht aller wichtig ist. Anyhow – viel Erfolg! Keep me posted! LG Juliane

Juliane via Facebook

So, erste Ausgabe @KaterDemos gelesen und für sehr gut befunden. Endlich frischer Wind im #Politikjournalismus! Katzenjammer war gestern!

Saskia via Twitter, erst Leserin, jetzt Gastautorin

Danke für eure Arbeit, Danke für die Idee des Magazins, Danke für Artikel, Danke für das frische Layout und Danke für die Bereicherung damit.

Tobias aus Rudolstadt

Hej, bin gerade auf Seite 14 und finde Eure Art, Euren Stil, das Thema darzustellen, ganz fein. Bevor ich's aber vergesse, eine Bitte an die Grafik: gelb-weiß-Kontraste sind beim Lesen so anstrengend und für Menschen mit Brille oder in der Sonne nahezu unlesbar. Lasst das mal besser... Aber sonst bitte unbedingt weitermachen! Viel Erfolg wünscht Euch Annegret

Annegret via Facebook

Weit gereist:

Die erste Ausgabe des Katers haben wir in die USA, Australien, Norwegen, Schweden, Singapur, die Schweiz und sogar nach Thailand verschickt. Hier ein Bild unserer Leserin **Liane in Khao Lak**



KATERS UTOPIE

ERLEGT HOMO FABER



**Wir sind nicht nur Opfer, wir sind auch das Problem.
Zum Wohle der Ärmsten müssen wir unsere Arbeit verändern.
Das erfordert allerdings etwas Löwenmut.**

TEXT CHRISTOPH ZEIHNER



Indem wir vom Wahrscheinlichen sprechen, ist ja das Unwahrscheinliche immer schon inbegriffen und zwar als Grenzfall des Möglichen.

(Max Frisch)

In alle Himmelsrichtungen haben wir unsere Arbeitswelt erkundet. Machen wir uns also jetzt auf die Suche nach dem Grenzfall, nach dem erlösenden Ausweg. Dazu müssen wir nur drei Fragen beantworten: Wer sind wir? Wo befinden wir uns? Und wie kommen wir da raus?

NOCH SIND WIR KEINE LÖWEN

Walter Faber hat eine klare Weltsicht, die Hauptfigur in Max Frischs Roman *Homo faber* ist Ingenieur. Dieser Kerl ist ein schaffender Mensch, rational, zukunftsgläubig und technikversessen. Wer etwas gegen den Fortschritt habe, der solle gefälligst auch keine Brücken benutzen, das ist sein Credo.

Faber optimiert, rationalisiert, maximiert. Er ist das Gegenteil von Natur, das Gegenteil vom Löwen, der nur bis zum nächsten Beutezug denkt und sich solange in der Sonne räkelte. Faber ist immer auf dem Sprung ins Nächste. Er rennt durch die Weltgeschichte.

Faber genügt sich nicht, er befriedigt nicht bloß seine grundlegenden Bedürfnisse. Sein Schaffen ist ein äußerliches, es gehört nicht zu seinem natürlichen Wesen. Das bedeutet, dass er sich »in seiner Arbeit nicht bejaht, sondern verneint, nicht wohl, sondern unglücklich fühlt, keine freie physische und geistige Energie entwickelt, sondern seine Physis abkasteit und seinen Geist ruiniert«, so Karl Marx.

Faber analysiert die Welt, ist aber unfähig, zu erkennen, wie er sie verändert und sie ihn.

Ich stelle mir gerne eine utopische Arbeitswelt vor, in der wir ganz selbstverständlich mehr Zeitwohlstand besitzen. Entweder durch ein bedingungsloses Grundeinkommen für alle oder durch Arbeitszeitverkürzung bei gleichbleibendem Lohn. Vielleicht ist ja sogar das ganze kapitalistische System in sich zusammengebrochen und befreit uns vom ständigen mehr kaufen wollen, mehr tun müssen. Die Folge wäre eine Gesellschaft, die gerade deswegen funktioniert, weil die Menschen aus ihrem tiefsten Inneren heraus einer Tätigkeit nachgehen, sich gerne dafür Zeit nehmen und nicht nur durch Geld und Zwang motiviert sind.

(Raimon Klein)

Dasselbe gilt auch für Hannah Arendts Modellmensch in ihrer Schrift *Vita Activa*. Auch der trägt den Namen *Homo faber*. Die menschlichen Grundtätigkeiten sind für ihn Arbeiten, Herstellen und Handeln. Arbeit ist dabei natürlicher Zwang. Der Mensch muss arbeiten, um zu überleben. Und um im nächsten Schritt etwas herzustellen und sich seine eigene Welt zu bauen.

Unsere Geschichte war immer eine Geschichte der Arbeit, meistens die der unfreien. Von Generation zu Generation wird uns der Arbeitsfetisch eingepflanzt, sei es in Form des proletarischen Stolzes oder der protestantischen Arbeitsethik. Wir sind *Homo faber*. ▶



Mit dem System oder gegen das System? Was der Kapitalismus als Wirtschafts- und Gesellschaftssystem vermutlich besser kann, als alles andere, ist seine Kritik aufzusaugen und zu integrieren. Und so wird der Kapitalismus flexibler, grüner, sozialer, sinnvoller und vielleicht irgendwann sogar gerechter. Aber solange man das Manifest der Kommunistischen Partei von Marx und Engels für 4,95 Euro bei Amazon kaufen kann (Bewertung: 4.0 von 5 Sternen), ist sein Ende nicht in Sicht.
(Imre Balzer)

WIR GEHEN IM GLAUBEN, NICHT IM SCHAUEN

Das, was Arbeit ausmacht, ist das System, in dem sie verrichtet wird. Ohne Kapitalismus keine Arbeit, wie wir sie heute kennen. Der Kapitalismus ist zu unserer Religion geworden. Er ist der Ort des Wahrscheinlichen, an dem wir uns befinden.

Und wie es sich für eine Religion gehört, wird auch nicht diskutiert. Es wird geglaubt: An Arbeit, Produktivität und Wachstum. Glauben heißt, auf etwas zu vertrauen, von dem man weiß, dass es nicht existiert. Das ist das Bild, das uns prägt. Ganz gleich, womit wir uns beschäftigen.

Wir haben das Experiment des Sechstuentages in Göteborg kennengelernt. Einen Versuch, dem Leben und dem Müßiggang zumindest ein wenig mehr Platz einzuräumen.

Wir haben viel zur Generation Y erfahren, von der Flexibilisierung und Neuerfindung der Arbeit. Wir müssen dabei aber erkennen, dass wir damit nur ein neues Kostüm geschneidert haben für etwas, das in seiner zerstörerischen Kraft nichts an Wirkung verloren hat, ganz im Gegenteil.

Mindestlohn oder der Kampf gegen ungerechte Löhne für Frauen sind auch nur kosmetische Maßnahmen, sind Stückwerk. Wenn wir aktiv werden wollen, sollten wir das nicht als »Stückwerk-Ingenieur« tun, wie Karl Popper es nennt. »Aktivismus bietet eine breite, radikale und revolutionäre Vision dessen, gegen das man aufzustehen hat in unserer Welt, und dessen, was wir an einer zukünftigen lieben könnten«, sagt der Soziologe Tim Jordan.

Und nein, selbst eine Idee wie das Grundeinkommen löst das nicht ein. Es befriedigt die Nöte unserer Gesellschaft zwar, ermöglicht uns Freiräume für neue Arbeitsformen. Aber: Wir werden auch zu verlässlicheren Konsumenten und noch mehr zu Exporteuren unmenschlicher Arbeit in andere Teile der Welt. Zwischen Westerwald und Bodensee mag das Probleme lösen, für alle anderen tut es das nicht.

EINE SCHANDE

Wenn wir dahin kommen, dass es in jeder Firma flexible Arbeitszeiten/-orte, flexible Gehälter (als Aufstockung zum Grundeinkommen/Mindestlohn) und flexible Urlaubstage gibt, dann haben wir eine Arbeits-Utopie. Manche Firmen machen es schon vor, wie wir dieses mal berichtet haben. Und es könnten viele folgen.
(Johannes Heim)

Ein Thema, das in dieser Ausgabe keinen Platz gefunden hat, ist der Sklavenhandel, ist das Leid, das wir in die Welt exportieren. Das Unheil, welches das jetzige System von Arbeit anzurichten im Stande ist. Es ist eine Schande, dass diese Folgen hier fast gänzlich unbenannt geblieben sind. Zugleich ist es auch symptomatisch dafür, wie unberührt wir von dieser Realität sind.

Schätzungen der Menschenrechtsgruppe Walk Free zufolge werden weltweit mehr als 35 Millionen Menschen gegen ihren Willen zur Arbeit gezwungen. Nicht in Lohnarbeit durch impliziten Zwang, sondern mit brachialer Gewalt. Alleine in der Elfenbeinküste arbeiten tausende Kinder als Arbeitssklaven auf Kakaoplantagen, 15 Stunden täglich in Pestizid-Wolken gehüllt. Mehr als 50 Prozent des Kakaos, der in Deutschland konsumiert wird, stammt von diesen Plantagen.

In Indien haben sich in den vergangenen 10 bis 15 Jahren mindestens 200.000 Bauern das Leben genommen, manche sprechen gar von 300.000. Baumwollbauern, die Jahr für Jahr teures, genverändertes Saatgut kaufen müssen und sich so massiv verschulden. Eine Chance gegen die Lebensmittel aus den USA und Europa haben sie nicht. Palagummi Sainath, einer der tapfersten Journalisten, den Indien je gesehen hat, hat ihre Schicksale aufgedeckt und nachverfolgt. Er hat die



menschlichen Katastrophen, ausgelöst durch zerstörte Arbeitsverhältnisse, ans Licht gezerzt. Ihre Abschiedsbriefe, sagt er, schreiben die Bauern nicht mehr an ihre Familien oder Freunde. Sondern an den indischen Finanzminister. An die Verantwortlichen des Leids.

Unzählige solcher Beispiele ließen sich anführen. Unsere Welt besteht daraus. Das ist unsere Religion, der wir angehören. Wollen wir wirklich so weiter machen? Weiter trampeln, zermalmen, verwüsten und töten?

WO GEHT'S HIER RAUS?

Um einen Glauben loszuwerden, hilft nur eins: Aufklärung. Und die beginnt mit Verstehen und endet im Handeln. Wir müssen verstehen, dass Arbeitsverhältnisse Macht bedeuten. Selbst dort noch, wo es im Grunde keiner weiteren Machtstrukturen bedarf, im Gefängnis beispielsweise. »Was bezweckt die Arbeit im Gefängnis? Nicht Gewinn und auch nicht Formierung einer nützlichen Fähigkeit«, sagt Foucault. »Sondern die Bildung eines Machtverhältnisses, einer leeren ökonomischen Form, eines Schemas der individuellen Unterwerfung und ihrer Anpassung an einen Produktionsapparat.«

Aber was machen wir mit dieser Erkenntnis? Ist der Ausweg der Müßiggang? Immerhin ist er die perfekte Anarchie, der absolute Abfall vom Glauben. »Mein Rat ist daher, nichts zu forcieren«, sagt Goethe. »Und alle unproduktiven Tage und Stunden lieber zu vertändeln und zu verschlafen, als in solchen Tagen etwas machen zu wollen, woran man später keine Freude hat.« Müßiggang mag gedanklich eine friedliche Perspektive bieten. Das allein reicht jedoch nicht.

Es ist verblendet zu glauben, dass der Kapitalismus fortbestehen kann und wir eine wesentliche Verbesserung dessen erreichen können, was wir als Arbeitsverhältnis kennen. Andererseits werden wir in absehbarer Zeit kein neues Regime erreichen, nicht so lange wir das bestehende System akzeptieren. Damit müssen wir beginnen: Das System, das unsere Arbeit definiert, nicht mehr als legitim hinnehmen. Denn solange wir die Ziele des Wachstums und der Produktivität als beinahe göttliches Gesetz behandeln, können wir nichts gegen die schlimmsten Folgen ausrichten. Wir müssen den gläubigen Homo faber in uns erlegen.

Zeit des Zorns, diesen Titel trägt die politische Brandschrift der Publizistin Jutta Ditfurth. Darin fordert sie ein Aufwachen, ein radikales Aufstehen gegen das zerstörerische System des Kapitalismus. Nicht nur zum Wohle aller, sondern auch zum eigenen Glück: »Eine Gesellschaft von Freien und Gleichen anzustreben ist keine moralische Frage. Es macht sehr viel glücklicher, in einer Welt zu leben, die nicht von Hass, sozialer Gewalt und Not durchsetzt ist. Eine Gesellschaft, in der Kinder nicht früh gebrochen werden und zu ängstlichen, selbstwertlosen, unfreien Menschen gemacht werden. Es ist die schönste vorstellbare Utopie, in einer Welt zu leben, in der alle Menschen, die geboren werden, die Chance haben, ihr ganzes soziales, intellektuelles und kreatives Potenzial frei zu entfalten.« ♦

Europa 2023. Das europäische Grundeinkommen wird unter großem Jubel seiner 36 Mitgliedsstaaten eingeführt. Wer hätte nach der Euro-, der Finanz- und der Flüchtlingskrise gedacht, dass der durch den Friedensnobelpreis ausgezeichnete, leidgeplagte EU noch einmal ein so großer Wurf gelingt? Der durch das Grundeinkommen gelegte Stein für einen gesellschaftlichen Wandel hat die komplette Art des Wirtschaftens völlig verändert. Menschen gehen, frei von Existenzängsten, Tätigkeiten nach, die sie für sinnstiftend erachten. Über 53 Prozent der Europäer engagieren sich ehrenamtlich, fast 89 Prozent sagen in Umfragen, dass sie Spaß an ihrer Arbeit haben. Viele haben ihre Wochenstundenzahl reduziert, in allen Mitgliedsstaaten sinken die Krankenzustände. Burn-Out kennt man nur noch aus Geschichten vergangener Zeiten. Finanziert wurde das Modell über ein schlaues Steuersystem, eine Gesellschaftssteuer für Unternehmensgewinne, Kapital- und Vermögenssteuer und eine neue europaweite Erbschaftsteuer. Die Welt guckt auf den »alten Kontinent«. Der amerikanische Vizepräsident Bernie Sanders führt das Modell des Grundeinkommens in seinem letzten Amtsjahr in den USA ebenfalls ein. Keine 500 Jahre später ist der alte neoliberale Kapitalismus nur noch eine unbedeutende Fußnote in der Geschichte der Menschheit.
(Alexander Sängerlaub)

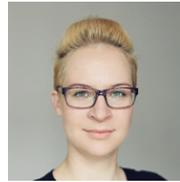




ALEXA
Projektmanagement



ALEXANDER
Chefredakteur



ANNE
Eventmanagerin

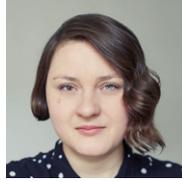
ARNE
Redakteur



CHOLEDA
Redakteurin



CHRISTOPH
stellvertretender
Chefredakteur



ELISA
Redakteurin



FRANZISKA
Leiterin
Kommunikation

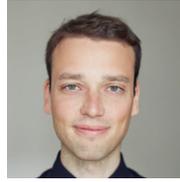


MARION
Lektorin

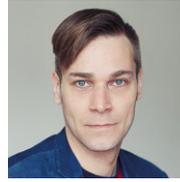
ME
Fotografin und
Bildredakteurin



RAIMON
Redakteur



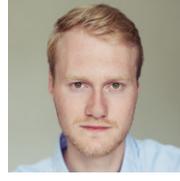
ROMAN
Redakteur



SILVA
Lektorin

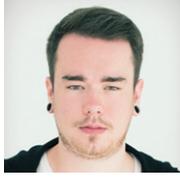


SIMA
Fotografin



THOMAS
Lektor

MARC
Illustrator



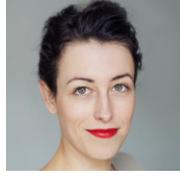
JANA
Illustratorin



STEFFEN
Art Director



JOHANNES
Redakteur

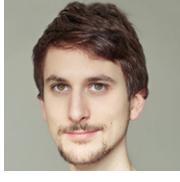


AGNES
Gastatorin



ANNI
Illustratorin

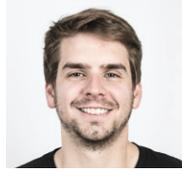
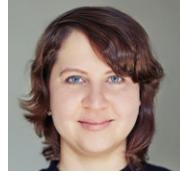
IMRE
Gastautor



SASKIA
Gastatorin



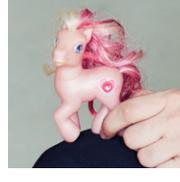
SYLVIA
Redakteurin



ANDREAS
Gastautor



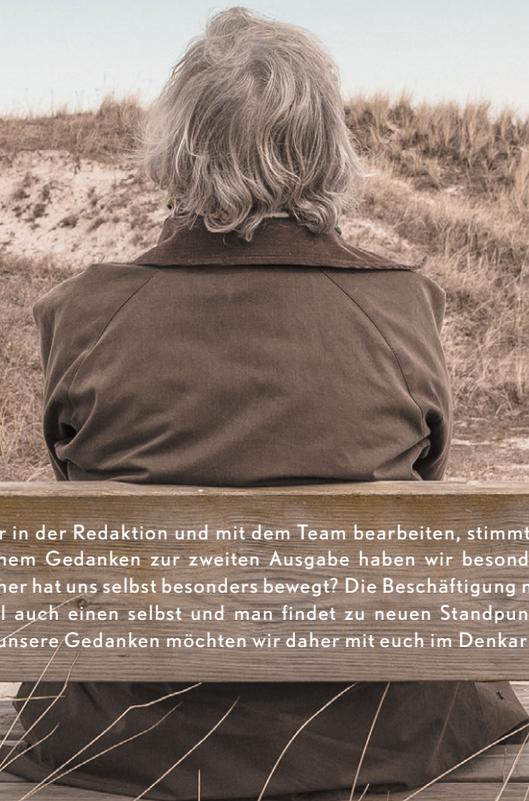
NICI
Illustrator



ROSETTA
Einhorn



D E N K A R I U M



Jedes Thema, das wir in der Redaktion und mit dem Team bearbeiten, stimmt auch uns selbst nachdenklich. Welchem Gedanken zur zweiten Ausgabe haben wir besonders lange nachgehungen oder welcher hat uns selbst besonders bewegt? Die Beschäftigung mit einem Thema verändert manchmal auch einen selbst und man findet zu neuen Standpunkten und Ideen. Einen Blick in unsere Gedanken möchten wir daher mit euch im Denkarium teilen.

Schlaflose Nächte hat es mir bereitet, die Tatsache welch absurd hohen Stellenwert doch (Erwerbs-)Arbeit in unserer Gesellschaft hat und was das eigentlich mit uns macht. Nach Gesprächen mit einem Freund in Dänemark, vielen motivierten Menschen in Göteborg und einem längeren inneren Monolog mit Hannah Arendt nach der Lektüre zu Vita activa steht für mich fest: Wir brauchen wieder mehr Mut in unserer Gesellschaft neue Konzepte zu wagen und Ideen auszuprobieren. »Wie will ich morgen arbeiten?« ist eine Frage, die man sich gar nicht oft genug stellen kann. Und wer seine persönliche Antwort darauf auch noch in die Tat umsetzt, dem wird und kann es nur besser gehen.

Dabei könnten wir es uns theoretisch leisten in unserer wachsenden Wissens- und Wohlstandsgesellschaft den Menschen die Last der Existenzängste zu nehmen – wie mit einem bedingungslosen Grundeinkommen – und ihnen die Freiheit und Würde zu geben selbst zu entscheiden was und wie viel sie arbeiten möchten. Das wäre wahrhaftig revolutionär.

–ALEXANDER, Chefredakteur

Alle sind im Stress, jeder ist überarbeitet, keiner hat wirklich Zeit. Trotzdem glotzen alle ständig auf ihr Smartphone, aktualisieren Facebook-Gelubber wie Twitter-Geplapper und kennen natürlich die neueste Netflix-Serie. Statt sich über diese Widersprüche abzunerven, genieße ich lieber bewusster meinen eigenen Zeitwohlstand und nehme mir weniger vor. Und gebe gerne zu, dann auch einfach mal Zeit zu haben.

–RAIMON, Redakteur

Bei der Recherche für den Artikel fiel mir eine These von Erich Fromm auf*, die mich ziemlich beschäftigt hat. Er wendet sich gegen die Auffassung, dass Faulsein eine natürliche Bestrebung des Menschen ist. Für ihn ist »Faulheit keineswegs normal, sondern ein Symptom einer seelischen Erkrankung«. Demnach ist sie z. B. als die Konsequenz von Perspektivlosigkeit anzusehen und entsprechend ein zutiefst unbefriedigender Zustand. Als Beleg für seine These führt er das Verhalten von Kindern an (»Sie sind nie faul«). Und er gibt zu bedenken, dass Menschen in Phasen der Arbeitslosigkeit unter der ihnen aufgezwungenen ‚Ruhe‘ fast mehr leiden, als unter den materiellen Entbehrungen.

Das fand ich ziemlich einleuchtend: Jeder will doch am gesellschaftlichen Leben teilhaben, sich irgendwo einbringen und dazulernen. Nichtsdestotrotz ist das paradigmatische Bild vom natürlich faulen Hartz IV-Couchgenießer (der mit Leistungskürzungen auf den rechten Pfad gebracht werden muss) tief in unserer Gesellschaft verankert. Wenn man diese Vorstellung hinter sich lässt, wird einem noch eindrücklicher bewusst, dass häufig nicht der Mensch sondern die Strukturen das Problem der heutigen Arbeitswelt sind.

*Aus »Wege aus der kranken Gesellschaft« von Erich Fromm, S. 245f.

–JUDITH, Gastautorin

Für die Zukunft der Arbeit wünsche ich mir, dass wir durch die neuen Kommunikationsmöglichkeiten etwas mehr Freiraum in den so stark von Zwängen bestimmten Arbeitsalltag bringen können. Für manche ist das durch ortsungebundene Remotearbeit schon Gegenwart. Die Tools sind längst da, die Prozesse sind entwickelt, warum nutzen wir sie nicht einfach überall dort, wo es die Art der Arbeit möglich macht?

–SASKIA, Gastautorin

Arbeit war einst nur eine physikalische Größe in meinem Leben. Doch diese Ausgabe stellt heraus, dass alles Arbeit ist bzw. sein kann. Der Neoliberalismus ist selbst im tiefen Dschungel Kolumbiens beheimatet, denn laut Schamane William ist die Drogenzubereitung mit harter Arbeit verbunden und der Konsum auch. So lies sich auch mein Artikel nur im Arbeitswahn bewältigen, denn: kein Produkt ohne Produktivität.

–SILVA, Redakteurin

Als Geisteswissenschaftler muss man immer schauen, wo man beruflich unterkommt. Wie oft ich gehört habe »Mach doch in deinem Bereich was«. Als Philosoph? Also in eine Höhle ziehen oder wie stellen sich die Leute das vor? Kurz vor dem Abitur sagte ich noch ziemlich blauäugig »Ich mach eh nichts später mit Zahlen, sondern irgendwas mit Medien« und jetzt mach ich den ganzen Tag Excel – und das gern. Worauf will ich eigentlich hinaus? Vielleicht darauf, dass man nicht zu sehr nach dem vermeintlichen Traumjob sucht, aber nach etwas, was einem halbwegs Spaß macht. Das ist oft nicht da, wo man es vermutet, stellte ich zumindest fest. Und was mir immer wichtig war: Ich muss hinter dem Endprodukt stehen können, egal, wo mein Job auf dem Weg dahin verortet ist.

–JOHANNES, Redakteur

Die Frage, wie wir in Zukunft arbeiten wollen, stand bei der Entstehung dieser Ausgabe über allem. Besonders hat mich in dieser Hinsicht ein Zitat des Autors Philip Kovce geprägt, das die Vorteile eines bedingungslosen Grundeinkommens auf den Punkt bringt: »Erwerbsarbeit ist [...] zu einem Fetisch verkommen. Das herrschende ›Wer kann, der muss‹ stellt die Kausalität auf den Kopf. Richtig ist: Wer nicht muss, der kann. Wir können wesentlich produktiver werden, wenn unsere Existenz gesichert ist. Einkommen ist nicht nur Grundlage zum Leben, sondern auch Grundlage für Leistung«.

(Quelle des Zitats: »Grundeinkommen in der Schweiz: ›Was ein Mensch zum Leben braucht, soll er bekommen‹ Ein Interview von Florian Diekmann« auf Spiegel Online, 28. Januar 2016).

–ARNE, Redakteur

Für Kreative ist Arbeit oft schlecht bezahlt. Daran ändert auch dieses Heft nichts. Unsere Illustratoren, Fotografen und Grafiker arbeiten bisher ohne Bezahlung. Aber einen kreativen Beruf ergreift man auch nicht des Geldes wegen. Sondern weil es Spaß macht. Kater Demos stiftet Sinn.

–STEFFEN, Kreativdirektor

Der Kapitalismus, der Schlawiner, der kriegt wirklich jeden!

–IMRE, Gastautor

Seit Monaten wälze ich das Thema Arbeit in meinem Kopf hin und her. Er scheint fast daran zu implodieren. Ich hinterfrage den Sinn meiner Arbeit bei einer Berliner Agentur dadurch täglich; wäge bedingungsloses Grundeinkommen gegen reale Gegebenheiten unserer Gesellschaft ab; fantasiere von einem Sechststundentag in einer Viertageweche; sehne eine gesunde Digitalisierung herbei und fürchte um all die Menschen da draußen, die jetzt schon auf dem Arbeitsmarkt abgehängt werden. Hier fällt die Utopie schwer und leicht zu gleich: Denn das Thema ›Arbeit‹ durchzieht alle Belange unserer Gesellschaft so stark, das man nicht nur diesen einen Teil daran ändern müsste, sondern alle. Wir alle funktionieren in diesem Uhrwerk, das aber an allen Ecken und Enden ächzt und stottert. Die Frage ist: Werden wir es schaffen ohne einen großen Knall das System ›Arbeit‹ zu verändern? Zu hoffen wäre es.

–ELISA, Redakteurin

Eines der besten Statements zum Thema Arbeit hörte ich kürzlich von Chefredakteur Alexander: »Es ist schon seltsam, dass sich die Arbeit an Kater Demos oft viel realer anfühlt, als unsere sonstigen Jobs.« Der Satz blieb mir lange im Kopf, da auch ich mich schon seit längerem als Arbeitnehmerin oder als Kulturwissenschaftlerin mit dem Thema Arbeit beschäftige. Heutzutage wird nahezu jeder Lebensbereich verarbeitet: Das reicht von Erwerbsarbeit zu Beziehungsarbeit bis hin zur Arbeit an sich selbst. Arbeit scheint von einer Alltäglichkeit zur globalen Ideologie geworden zu sein, ein orthodoxes Leistungsschema, an dem keiner vorbeikommt und das sich vordergründig als unpolitisch ausgibt.

–SYLVIA, Redakteurin

Als ich im Sommer 2014 das erste Mal von Michael Bohmeyer hörte, hielt ich seine Aktion für blödsinnig. Völlig absurd, ein bedingungsloses Grundeinkommen über Crowdfunding zu finanzieren, um es dann an irgendjemanden zu verlosen. Als er das Geld überraschend schnell zusammen hatte und es tatsächlich verschenkte, winkte ich noch ab: der bleibt eine Eintagsfliege. Wie viele Leute würden eine solche Sache dauerhaft finanzieren, wenn nur sehr unwahrscheinlich etwas dabei zu gewinnen wäre? Zwei Jahre später muss ich erneut darüber nachdenken. Ich war damals ganz allgemein pessimistisch. Vor allem die Gründe, die Bohmeyer genannt hatte, klangen in meinen Ohren einfach zu gut. »Lasst uns herausfinden, welche Träume und Wünsche in den Menschen schlummern. Lasst uns dieses Experiment Grundeinkommen selbst starten«, so Bohmeyer in seinem ersten Crowdfunding-Video. Dazu lief eine heitere Hintergrundmusik mit Glöckchen und Gitarrenriffs. Ich fand das sogar ein Stück zum Kotzen. Dabei hatte er dort angepackt, wo mir aufgrund meiner prekären Situation seit längerem der Mut fehlte – bei einer konkreten Idee. Mit Optimismus und Chuzpe haben er und das Team von »Mein Grundeinkommen« etwas Beeindruckendes zu Wege gebracht, was unsere Gesellschaft vielleicht nachhaltig mitverändern wird. Dabei ist Bohmeyer sich treu geblieben. Er sagt die gleichen glockenklaren Sätze wie damals. Vor allem das macht mir Mut, mich auch selbst zu verändern und zu machen, was möglich ist.

–ROMAN, Redakteur



UND JETZT KOMMST DU

Du willst selbst aktiv werden und etwas tun? Jeder kann eine Veränderung bewirken – und sei es durch eine noch so klitzekleine Aktion. In dieser Rubrik gibt die Kater Crew ihre eigenen Ideen, Anregungen, Ratschläge und Lesetipps an Euch weiter, um der Utopie ein Stück näher zu kommen.

ARNE UND ROMAN

Nine-to-Five-Job? 40-Stunden-Woche? Ausbeutung, Überstunden, keine Bezahlung, sich immer wieder für die Kohle prostituieren? Bäh. Viele Menschen wünschen sich mehr Freiheit und Zeit für eigene Projekte. Ein bedingungsloses Grundeinkommen kann eine Lösung sein. Der Verein Mein Grundeinkommen sammelt per Crowdfunding Geld für ein solches bedingungsloses Grundeinkommen. Immer wenn 12.000 Euro schwarmfinanziert wurden, werden sie an eine Person ausgelost, die dann zwölf Monate lang 1.000 Euro erhält. Eine interessante Idee, die man im Auge behalten sollte. Jeder kann an der Verlosung teilnehmen. Einen Versuch ist es wert, oder? Das Projekt an sich kann man mit einer Überweisung aufs Spendenkonto unterstützen.

SYLVIA

Was ist meine Leistung wert? Kaum etwas ist gesellschaftlich so tabuisiert wie die Nennung von Gehältern. Der aktuelle Stepstone Gehaltsreport von 2016 bringt Licht ins Dunkel, denn hier wurden knapp 50.000 Fach- und Führungskräfte Ende 2015 von der Online-Jobbörse nach ihren Durchschnittsgehältern gefragt. Wer sich danach in eine »Clevere Gehaltsverhandlung« wagen möchte, kann sich von den Tipps der WISO-Redaktion des ZDF inspirieren lassen. Noch ohne Job und weiblich? Dann ist Tara Sophia Mohrs Artikel über den sogenannten Confidence Gap in der Harvard Business Review eine spannende Sache. Die Autorin untersucht hier die Verschränkung von strukturellen Barrieren, Selbstwahrnehmung und Kompetenzgefühlen von Arbeitnehmerinnen. Du hast genug von guten Ratschlägen und willst endlich Bambole? Dann lies Elisas Einmaleins zum Anmelden einer Demo in Kater Demos Nr. 1.

ELISA

Und jetzt kommst Du oder: Wie gründe ich eine Gewerkschaft?

In Artikel 9, Absatz 3 des Grundgesetzes heißt es: »Das Recht, zur Wahrung und Förderung der Arbeits- und Wirtschaftsbedingungen Vereinigungen zu bilden, ist für jedermann und für alle Berufe gewährleistet. Abreden, die dieses Recht einschränken oder zu behindern suchen, sind nichtig, hierauf gerichtete Maßnahmen sind rechtswidrig.«

Damit einer Vereinigung die Gewerkschaftseigenschaften zuerkannt werden, muss folgendes gelten:

- **Gegnerfreiheit und strukturelle Unabhängigkeit:** Hier soll verhindert werden, dass Arbeitgeber ihre »eigenen«, von ihnen abhängigen und beeinflussten »Schein-Gewerkschaften« gründen können.
- **Überbetriebliche Organisation:** Gewerkschaften sollen im Idealfall Branchenstandards ermöglichen und nicht einzelne Firmen bekämpfen.
- **Tariffähigkeit:** Gewerkschaften sollen »über eine leistungsfähige Organisation verfügen« und »wirksamen Druck und Gegen- druck auszuüben vermögen.« So soll sich ihr sozialer Gegenspieler veranlasst sehen, auf Verhandlungen über den Abschluss einer tariflichen Regelung der Arbeitsbedingungen einzugehen. Am Ende steht der Tarifvertrag.

Manche Gewerkschaften organisieren sich als eingetragener Verein und sind deshalb juristische Personen des Privatrechts. Andere Gewerkschaften sind keine eingetragenen Vereine, werden aber – wie politische Parteien – dennoch als rechtsfähige Personenvereinigung behandelt.

CHOLEDA

Hast Du eine Abneigung gegen Maschinen und musst bei der Arbeit stumpfsinnige Aufgaben erledigen? Dann entdecke hier die Chance und freu Dich, dass kluge Ingenieure Roboter bauen, die Dir nichts Böses wollen, sondern Dir Arbeit abnehmen können. Überleg mal, ob wir die Automatisierungen im Arbeitsleben nicht als etwas Positives sehen sollten? Vielleicht das Ganze ein bisschen so sehen wie das Haus Bartleby (<http://hausbartleby.org>)?

RAIMON

Schreibt doch mal eurem Bundestagsabgeordneten einen Brief, wenn Ihr euch eine bestimmte politische Veränderung wünscht, sei es das Grundeinkommen oder die Reduzierung der Arbeitszeit – für alle. Mal gucken, vielleicht überzeugt ihr ihn ja? Ihr könnt mit Eurem Arbeitgeber über eine Arbeitszeitverkürzung verhandeln oder aber einen neuen Job suchen (z. B. bei The Changer, wo es »better jobs for a better world«- gibt), bei dem Ihr so viel oder so wenig arbeiten könnt, wie Ihr es wünscht. Ihr könnt Euch der Degrowth-Bewegung anschließen und an regelmäßigen Treffen und Projekten teilnehmen. In Budapest findet vom 30. August bis zum 02. September 2016 die große internationale Degrowth-Konferenz statt.

www.degrowth.de

www.bundestag.de/abgeordnete

www.thechanger.org/jobs

JOHANNES

40 Stunden die Woche, festes Gehalt, feste Menge an Urlaubstagen. Wer da nicht mehr (oder weniger) fordert, bekommt nichts. Mehr als ein Nein kann einem dabei nicht passieren. Fordern wir also ein, was für Arbeitgeber wie Arbeitnehmer nur ein Gewinn sein kann: Weniger Arbeitszeit, mal Homeoffice machen. Im Notfall kann auch mal ein unbezahlter Urlaubstag viel wichtiger sein als das Gehalt, was einem dadurch entgeht.

ALEXANDER

Puh. Kurz durchatmen. Na, schon rausgefunden wie Du nun morgen arbeiten willst? Vielleicht ist das genau ja der erste Schritt, wie ihn Johannes, Raimon oder Sylvia beschreiben: Egal ob es mehr Zeit oder mehr Geld ist, wofür Du dich entscheidest, erst einmal aktiv werden und versuchen die eigenen Umstände zu verbessern. Wenn das alleine nicht klappt, organisier Dich – innerhalb Deines Unternehmens, mit anderen Selbstständigen oder außerhalb, vielleicht in einer zivilgesellschaftlichen Initiative oder gar einer Gewerkschaft. Selten ist man mit irgendeinem doofen Jobproblem wirklich allein. Und wenn Du sonst aktiv werden willst und die Arbeit anderer unterstützen magst, kannst Du einem kleinen, ehrenamtlichen Politikmagazinprojekt ein wenig finanziell auf die Sprünge helfen, damit es uns noch laaaaange gibt und wir für Dich und mit Dir über die Zukunft unserer Gesellschaft nachdenken können, während wir dabei journalistisch unabhängig bleiben:

Kater Demos Verlag

IBAN: DE05 5123 0800 6530 8409 74

BIC: WIREDEMM

**» GEBT EUCH NICHT MIT
DEM STATUS QUO ZUFRIEDEN,
WENN DER STATUS QUO
KAPUTT IST.«
(BERNIE SANDERS)**



DIE SCHNELLSTEN WEGE ZU UNS**Für alle, die Artikel kommentieren wollen:**

redaktion@katerdemos.de

oder an die Verlags- und Redaktionsadresse:

Kater Demos, Frankfurter Allee 43, 10247 Berlin

Wir freuen uns über Eure Zuschriften. Je kürzer, desto höher die Chance, dass sie auch veröffentlicht werden. Bitte nenne deinen kompletten Namen und Wohnort, den würden wir zu Deinem Leserbrief abdrucken. Die Redaktion behält sich vor Leserbriefe zu kürzen.

Für alle, die eine Frage zu einem Artikel haben:

Betrifft sie einen bestimmten Artikel, erreichst Du unsere Redakteure direkt. Unsere Mailstruktur ist einfach:

vorname@katerdemos.de

Betrifft deine Anfrage einen unserer Gastautoren, schreib einfach an: redaktion@katerdemos.de

Für Autoren, die ein Thema für die nächsten Ausgaben vorschlagen wollen (die Schwerpunkte sind Medien, Das Fremde und Überwachung):

alexander@katerdemos.de oder christoph@katerdemos.de

Für Leser, die ein Einzelheft bestellen möchten:

Schaut vertrauensvoll in unseren Online-Store vorbei:

<https://holvi.com/shop/katerdemos/>

Für Leser, die ein Abonnement bestellen möchten:

abo@katerdemos.de

Noch ist die Kater Crew ein wilder Haufen Magazinmacher, der das ehrenamtlich nebenher stemmt. Daher wissen wir selbst auch nicht so genau, wann unsere nächsten Ausgaben kommen. Nur so viel: Sie kommen. Sie haben die Schwerpunkte Medien, Überwachung und Das Fremde. Magst Du trotzdem ein Abo haben, kannst Du unser unkonventionelles Growing Cat Supporter Abo bestellen. Das kostet 37 Euro und ist auch über unseren Online-Store (<https://holvi.com/shop/katerdemos/>) erhältlich.

Für alle, die uns online folgen möchten:

Ihr findet uns auf den gängigen Plattformen:

www.facebook.com/katerdemos

www.twitter.com/katerdemos

Für alle, die sich fragen, wo die Digitalausgabe bleibt:

Die würden wir super gerne in Angriff nehmen. Kostet aber Geld. Du hast einen Goldtopf, eine Digitalklitsche oder einfach gute Laune und daher Lust, eine Digitalausgabe mit uns zu entwickeln?

Melde Dich: info@katerdemos.de

IMPRESSUM**HERAUSGEBER**

Kater Demos Verlag

CHEFREDAKTEUR

Alexander Sänglerlaub (V.i.S.d.P.)

REDAKTION

Elisa Bilko, Johannes Heim, Choleda Jasdany, Sylvia Lundschien, Raimon Klein, Roman Obst, Arne Siegmund, Christoph Zeiher (stellv. Chefredakteur)

GASTAUTOREN IN DIESER AUSGABE

Imre Balzer, Andreas Kloecker, Silva Moderzinski, Judith Pape, Saskia Sell, Thore von Sengen, Agnes Wankmüller, Julian Zwingel

LEKTORAT

Thomas Mautrich, Silva Moderzinski, Marion K. Sänglerlaub

ART DIRECTOR

Steffen Gorski

FOTOGRAFIE/BILDREDAKTION

Me Chuthai, Sima Ebrahimi

ILLUSTRATION

Franziska Leiste, Marc Heinrich, Nicolas Lawin, Pipa Ruda, Oliver Schuhmacher (Titelbild), Anni Stelke, Jana van Thiel

GESTALTUNG UND SATZ

Steffen Gorski

KOMMUNIKATION

Franziska Teubert

EVENT

Alexa Kern, Anne Schulze, Julian Zwingel

CROWDFUNDING-VIDEOTEAM

Joscha Malburg, Hannes Schmidt

GESCHÄFTSFÜHRUNG

Alexander Sänglerlaub, Franziska Teubert

DRUCK

Königsdruck GmbH

Alt-Reinickendorf 28

13407 Berlin

Danke an Désirée Eiben & Ingrid Hartwig

VERTRIEB

DPV Deutscher Pressevertrieb GmbH

www.dpv.de

Danke an Stephan Busse

Wir danken zudem:

Startnext und allen Crowdfundern

REDAKTIONS- UND VERLAGSSITZ

Kater Demos Verlag UG (haftungsbeschränkt)

Frankfurter Allee 43

10247 Berlin

BANKVERBINDUNG

Holvi/Wirecard Bank, IBAN: DE05 5123 0800 6530 8409 74,

BIC: WIREDEMM (Holvi ist ein finnischer Finanzdienstleister)

MAGAZINPREISE

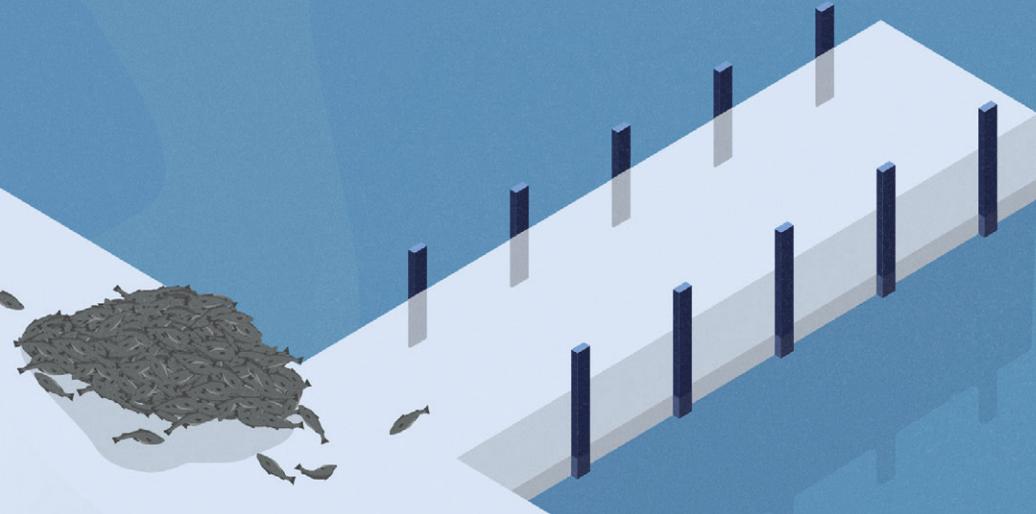
Einzelheft: 9,80 Euro in Deutschland (Österreich: 11,50 Euro, Luxemburg: 11,80 Euro, Schweiz: 15,50 SF), Abonnement (über die nächsten drei Ausgaben): 37 Euro, Auslandspreise auf Anfrage (abo@katerdemos.de), das Abonnement ist jederzeit kündbar.



»So geht Print heute!«
W&V Online

»Von der ersten Ausgabe an handwerklich perfekt.«
Süddeutsche Zeitung

»Mit Kater Demos ist der Markt um ein wunderbares
Politikjournal für junge Leute reicher geworden.«
Der Freitag



D 9,80€ | A 11,50€ | CH 15,50SFR | LUX 11,80€